Dr. Alfred Forke
Professor des Chinesischen
am Orientalischen Seminar
zu Berlin

Die Völker Chinas

Berlin
Verlag von Karl Curtius
1907

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Die Völker Chinas

Vorträge, gehalten im Seminar
für Orientalische Sprachen zu Berlin

von

Dr. Alfred Forke
Professor des Chinesischen
am Orientalischen Seminar zu Berlin

Berlin
Verlag von Karl Curtius
1907

Vorwort.

Von den Dozenten des Orientalischen Seminars wird in diesem Winter ein Zyklus öffentlicher Vorträge gehalten, deren Zweck es ist, die Völker des Orients und ihre Kultur einem größeren Publikum näher zu bringen. In den beiden ersten Vorlesungen hat Verfasser über die Völker Chinas gesprochen. Da sie anscheinend mit Interesse aufgenommen sind, so hat er geglaubt, einer von verschiedenen Seiten ausgehenden Anregung Folge leisten und sie im Druck erscheinen lassen zu sollen, was ursprünglich nicht beabsichtigt war. Das so entstandene Heftchen will keineswegs als gelehrte Abhandlung gelten, sondern soll lediglich die Kenntnis Chinas weiteren Kreisen vermitteln. Das Wissen der gebildeten Laien über die Bewohner Chinas ist im allgemeinen sehr gering, und es herrschen darüber manche schiefe Vorstellungen. Die nachfolgenden Aufzeichnungen sind eine Zusammenstellung des Wissenswertesten über diese Völker, welche durch die neueren politischen Ereignisse mehr in den Mittelpunkt des Interesses gerückt sind, und basieren auf eigenen Erfahrungen und zuverlässigen, zum Teil fremdsprachigen Quellen von größerem Umfang, die nicht jedermann leicht zugänglich sind.

Charlottenburg im Januar 1907.

Alfred Forke.

Die Bewohner des Chinesischen Reiches gehören alle zur mongolischen Rasse. Es ist dies die stärkste Rasse Asiens, die sich über Ost- und Zentralasien, die westasiatischen Steppen, Hinterindien und den Norden ausbreitet. Die Ursitze der mongolischen Rasse sind vielleicht die Steppengebiete Zentralasiens, wenigstens hat man diese Hypothese aufgestellt. In den Oasen Zentralasiens sollen die Vorfahren der Mongolen aus dem Zustande des Nomadentums, in dem sich ein Teil dieser Völker noch heute befindet, in den des Ackerbaus übergegangen sein. Von dort aus zogen seit ältester Zeit mongolische Völkerschaften in die umliegenden Länder, als wilde Reiterscharen kamen sie nach Europa und Indien, als gesittete Ackerbauer in das chinesische Tiefland, nach Japan und Hinterindien. Historische Zeugnisse für die Wanderungen der Urmongolen fehlen uns aber ebenso wie für die Wanderungen der Arier, deren Ursitze so ziemlich in jedes Land von den Gelehrten verlegt worden sind. Deshalb wird die Annahme des zentralasiatischen Ursprungs auch von manchen bestritten, und die Chinesen gelten ihnen als Autochthonen.

Wenn man von China spricht, so pflegt man zwischen dem eigentlichen China, den sog. 18 Provinzen, und zwischen seinen Nebenländern oder Kolonien zu unterscheiden. Dies sind die Mandschurei, die Mongolei, Ost-Turkestan und Tibet. Danach gliedert sich auch die Bevölkerung Chinas in: Chinesen,

Mandschuren, Mongolen, Türkvölker und Tibeter.

Da die Chinesen numerisch, politisch und als Kulturvolk bei weitem das Übergewicht haben, so werden wir uns mit ihnen etwas eingehender beschäftigen. Man schätzt die Zahl der Chinesen auf 3—400 Millionen — genaue, ganz zuverlässige Statistiken fehlen, — Mandschuren soll es in der Mandschurei kaum mehr als 1 Million geben, die Zahl der Mongolen berechnet man auf höchstens 3 Millionen, in Ostturkistan und der Dsungarei (Ili) leben höchstens 2 Millionen und in Tibet $1^1/_2$ Millionen Menschen. Die ungeheueren Länderstrecken der chinesischen Tributstaaten sind, wie Sie hieraus ersehen, ganz spärlich bevölkert und ihre Bewohner, zum großen Teil Nomaden, können den Chinesen gegenüber kaum eine Rolle spielen. Auch in der Kultur stehen sie unter den Chinesen. Nach dem Kulturgrad pflegt man die mongolische Rasse in vier Stufen zu scheiden: Kulturvölker, Halbkulturvölker, Reine Nomaden und Naturvölker. Zu den Kulturvölkern gehören: die Chinesen, Japaner, Koreaner und Hinterindier. Halbkulturvölker sind Mongolen und Tibeter, reine Nomaden: die Türkstämme, Kirgisen, Turkmenen, und Naturvölker: die Tungusen, Samojeden, Kamschadalen und andere, im russischen Ostsibirien seßhaften Stämme.

Eine ganz andere Gruppierung erhalten wir, wenn wir die Sprache als Unterscheidungsmerkmal nehmen. Kein Volk mongolischer Rasse hat eine flektierende Sprache wie wir, sondern ihre Sprachen sind teils einsilbig, teils agglutinierend. Der Unterschied zwischen einsilbigen, agglutinierenden und flektierenden Sprachen ist bekanntlich folgender: Einsilbige Sprachen wie das Chinesische

flektieren nicht und operieren nur mit unveränderlichen Wurzeln. Agglutinierende Sprachen wie das Türkische flektieren durch Aneinanderfügen von Wurzeln, die dabei aber nicht verändert werden. Die flektierenden Sprachen endlich deklinieren und konjugieren durch Anfügung von Prä- und Suffixen an den Stamm, wobei die Wurzeln durch Dehnungen, Umlaute, Konsonanten- und Vokalwechsel mannigfache Änderungen erleiden. Ursprünglich waren die Flexionsendungen auch nichts anderes als Wurzeln, die zu erkennen aber nur dem Sprachforscher möglich ist.

Einsilbige Sprachen haben nun die sog. indochinesischen Völker, nämlich die Chinesen, die Hinterindier und Tibeter, agglutinierend dagegen sind die Sprachen der ural-altaischen Völker, zu denen man die Mongolen, die Mandschu, die Tataren- und Türkstämme, die Japaner und Koreaner rechnet. Gewöhnlich nimmt der Laie an, daß das Chinesische dem Japanischen sehr ähnlich sei. Das ist nur insofern richtig, als die Japaner in historischer Zeit die chinesische Schrift und damit sehr viel chinesische Worte entlehnt haben, ähnlich wie wir eine Menge lateinischer und französischer Worte in unsere Sprache aufgenommen haben. Im Sprachbau ist das Chinesische mit dem Japanischen nicht verwandt, dagegen sehr ähnlich dem Annamitischen, Birmanischen und Siamesischen. Die echten japanischen Worte sind zum großen Teil mehrsilbig, die chinesischen alle einsilbig.

Wenden wir uns nun zunächst zu den Chinesen, die, wie wir gesehen haben, die Hauptmasse der Bevölkerung des „Himmlischen Reiches“ bilden, neben denen die anderen mongolischen Völkerschaften fast ganz verschwinden.

Der Chinese steht im Körperbau zwischen dem schmächtigen Hindu und dem Europäer. Er ist gut und symmetrisch gebaut. Man findet unter den Lastträgern und Karrenschiebern oft prächtige, martialische Gestalten, denen gegenüber die Japaner wie Zwerge erscheinen. Der Chinese erfreut sich im Gegensatz zu Japanern und Indern wohlproportionierter Beine. Bei den Japanern sind die Beine oft zu kurz geraten, bei den Indern sind sie spindeldürr. In der Größe macht sich ein ziemlich starker Unterschied zwischen den Nord- und Südchinesen bemerkbar. Die Chinesen nördlich vom Jangtse sind ebenso groß wie Europäer, südlich davon sind sie sehr viel kleiner. In Nordchina sieht man oft wahre Hünengestalten auf der Straße.

Der Teint des Chinesen ist verschieden, gelblich, weißlich oder bräunlich, je nach der Gegend und der Lebensweise. Die Nordchinesen haben durchweg eine hellere Hautfarbe als die in fast tropischem Klima lebenden Südchinesen. Der Winter mit Eis und Schnee im Norden, den man in Südchina gar nicht kennt, ist natürlich einer helleren Hautfarbe günstiger. Man findet in Peking nicht nur rotbackige Mongolen, sondern auch rotbackige, chinesische Kinder. Chinesen, die viel im Freien arbeiten, wobei sie während der warmen Jahreszeit den Oberkörper entblößt zu tragen pflegen, sind oft schokoladenbraun. Eine solche Farbe kommt natürlich bei Beamten und Stubengelehrten nicht vor. Daß die Chinesen besonders gelb wären, läßt sich eigentlich nicht behaupten, und der Ausdruck „Gelbe Rasse“ ist nicht ganz zutreffend. Ein gelber Ton herrscht allerdings im Hautpigment vor, aber andere mongolische Verwandte der Chinesen, Annamiten, Siamesen und Japaner sind viel gelber. Merkwürdigerweise kommt die gelbe Farbe

bei den Mischlingen aus Verbindungen von Chinesen und Europäern, den sog. Half-casts, ganz besonders zum Durchbruch. Wie überall, nehmen auch diese Mischlinge in China keine sehr geachtete Stellung ein. Da sie die Hauptbevölkerung der portugiesischen Kolonie Macao ausmachen, — Vollblut-Europäer sind dort eigentlich nur die Beamten, Geistlichen und das Militär — so nennt man sie auch kurzweg Portugiesen. Die Europäer verkehren nicht mit ihnen, und die Chinesen schätzen sie auch nicht. In den kaufmännischen Geschäften werden sie nur in untergeordneten Stellungen als Kontoristen beschäftigt. Man betrachtet sie nicht als Chinesen in verbesserter Auflage, noch als Europäer geringerer Güte, sondern meint, daß sie von ihren beiden Eltern hauptsächlich die schlechten Eigenschaften geerbt hätten, was in vielen Fällen wohl auch richtig ist.

Das Haar der Chinesen ist dick, glatt und schwarz. Wie die meisten Mongolen haben sie nur einen recht spärlichen Bartwuchs, von dem sie überdies erst im späteren Alter Gebrauch machen. Es ist Sitte, sich den Bart erst nach dem 40. Jahre stehen zu lassen. Die chinesischen Schnurrbärte hängen lang und traurig herab. „Es ist erreicht" hat noch nicht seinen Siegeslauf durch China gehalten, würde zu dem Charakter der Chinesen auch noch weniger passen als bei manchem Deutschen, dessen Schneid nur in der Schnurrbartspitze steckt.

Eigentümlich ist den Chinesen der Zopf. Diese Haartracht, welche wir gewohnt sind, als ein Charakteristikum der Chinesen zu betrachten — die Engländer gebrauchen dafür vielfach den verächtlichen Ausdruck Pig-tail — ist ursprünglich mandschurisch und wurde erst Mitte des 17. Jahrhunderts von den mandschurischen Eroberern in China eingeführt.

Die Annahme des Zopfes galt als Zeichen der Unterwerfung und Loyalität. Die alte chinesische Haartracht war ähnlich der der Koreaner. Das Haar wurde in einem Schopfe hochgebunden. Deshalb pflegen auch Rebellen, welche sich gegen die herrschende Dynastie auflehnen, das Haar frei, lang wachsen zu lassen. Das taten z. B. in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Taipings, welche deshalb offiziell als „Langhaarige Räuber“ bezeichnet wurden. Damit ist gemeint, daß sie das Haar frei wachsen ließen und nicht in einen Zopf flochten.

Um das Wachstum des Haares zu fördern, lassen sich die Chinesen den Vorderkopf glatt rasieren. Hat der Zopf nicht die genügende Länge, so wird auch falsches Haar und am Ende eine schwarze Seidenschnur eingeflochten. Es gibt auch falsche Zöpfe, welche gleich an der Mütze befestigt sind, die der Chinese gewöhnlich nicht abnimmt. Das Rasieren des Kopfes und Flechten des Zopfes ist Sache des Barbiers, der ohne Seife nur mit warmem Wasser und mit einem gänzlich stumpfen Messer rasiert. Diese Prozedur wird meist nur alle acht Tage einmal vorgenommen.

Gegen das Tragen des Zopfes ist in letzter Zeit von den fortschrittlichen Chinesen, namentlich auch von den Chinesen in den Kolonien, wie Singapore, St. Franzisko, stark agitiert worden. Sie meinen, und nicht mit Unrecht, daß der Zopf mit einer der Gründe ist, weswegen sie von den Ausländern geringschätzig behandelt werden. Die chinesischen Studenten im Auslande haben daher schon zum großen Teil, dem japanischen Beispiel folgend, die europäische Haartracht angenommen, oder sie verstecken wenigstens ihren Zopf unter einer Perücke. Es ist bei den jetzigen Reformbestrebungen der Regierung gar nicht ausgeschlossen, daß in einiger Zeit durch eine kaiserliche

Verordnung der Zopf wieder abgeschafft wird. Die Offiziere der neuen Armee tragen ihn schon nicht mehr.

Die Augen der Chinesen sind schwarz und etwas geschlitzt, aber viel weniger als bei Mongolen und Japanern. Oft ist es kaum zu bemerken. Dadurch, daß die Augenlider nach der Innenseite, nach der Nase hin, sich nur wenig öffnen, bleibt ein Teil des Augapfels verdeckt. Die Schlitzäugigkeit ist individuell verschieden. Sie scheint stärker hervorzutreten bei den Südchinesen als bei den Nordchinesen, und bei Kindern und Frauen mehr als bei Männern. Die geschlitzten, schiefstehenden Augen auf japanischen Bildern sind stark übertrieben. Solche kommen auch in Japan nicht vor. Aber es zeigt, daß die Japaner derartige Augen für sehr schön halten.

Der Chinese hat meist ein sehr rundes Gesicht mit hervortretenden Backenknochen. Die Nase ist flach und breit, die Lippen sind etwas dicker als bei den Europäern, aber nicht wie bei den Negern, die Hände lang und schmal. Adlernasen sind sehr selten, kommen aber vor. Auch jüdische Nasen findet man hin und wieder. Besondere Sorgfalt verwendet der Chinese auf die Pflege seiner Hände. Für gewöhnlich sind sie in den langen, weiten Ärmeln verborgen. Handschuhe trägt er nicht. Es kommt vor, daß er einen Fingernagel 1—2 Zoll lang wachsen läßt, ein Zeichen, daß der Betreffende in guten Verhältnissen lebt und es nicht nötig hat, kräftig zuzufassen und sich von seiner Hände Arbeit zu ernähren. Bei Literaten findet man diese Sitte bisweilen, allgemein ist sie nicht und gilt auch nicht als sehr fein. Frauen pflegen ihre langen Nägel durch silberne Scheiden zu schützen.

Die chinesischen Frauen sind durchweg sehr viel kleiner als Europäerinnen. Unserem Schönheitsideal ent-

sprechen sie selten. Auch ihre Tracht, die von der der Männer nicht sehr abweicht — wie diese tragen sie meist lange, um die Fußknöchel festgebundene Beinkleider — ist nicht sehr kleidsam. Sie sind stets stark geschminkt. Die Wangen werden weiß und rot bemalt, die Lippen rot gefärbt, die Augenbrauen geschwärzt und gerundet, daß sie der Mondsichel gleichen. Nur kleine Mädchen und ältere Frauen werden von diesen Toilettenkünsten verschont. Eine chinesische Schöne muß Wangen haben wie die Mandelblüte, Lippen wie die Pflaumenblüte, glänzende Augen wie fließendes Wasser im Sonnenschein, eine Taille wie ein Weidenblatt und kleine Füße wie Lotusblumen oder goldene Lilien.

Die verkrüppelten Füße wirken auf uns ebenso abstoßend, wie sie dem Chinesen gefallen. Über den Ursprung dieser Unsitte ist man sich nicht einig. Es soll eine Kaiserin mit einem Klumpfuß gegeben haben. Diesen hätten, um den Defekt zu vertuschen, zunächst die Hofdamen nachgeahmt. Andere meinen, daß der Wunsch, möglichst kleine Füße zu haben, zu dieser Übertreibung geführt habe. Nach einigen wäre es ein Mittel gewesen, das sich die Ehemänner ersonnen hätten, um ihre Frauen ans Haus zu fesseln.

Die Verkrüppelung der Füße geschieht durch Bandagieren, womit man schon im fünften Jahre bei den kleinen Mädchen beginnt. Je früher man damit anfängt, desto schmerzloser ist die Prozedur. In den niederen Volksklassen wird die Sitte weniger strikt durchgeführt, da bei diesen die Frauen, um für ihren Lebensunterhalt zu sorgen, sich freier und leichter bewegen müssen. Wenn sie die Füße überhaupt verkrüppeln, so tun sie es weniger intensiv, so daß die Füße größer bleiben als bei den Frauen der

wohlhabenden Klassen. Nur die Frauen aus den besseren Ständen können sich Dienerinnen halten, auf die gestützt sie einherhinken, und haben außerdem zu ihrer Fortbewegung Wagen und Sänften zur Verfügung. Merkwürdigerweise hat die Tatsache, daß die Mandschurinnen, und also auch die Kaiserin und ihre Hofdamen die Füße nicht verkrüppeln, auf die Chinesinnen gar keinen Eindruck gemacht. In neuester Zeit hat die sog. Anti-footbinding Society, chinesisch Tien-tsu-hui, „Natürliche Fußgesellschaft", eine lebhafte Propaganda gegen das Fußbinden entfaltet. Diese Gesellschaft ist von einer englischen Dame, Mrs. Archibald Little, ins Leben gerufen und hat große Fortschritte gemacht, da sich viele aufgeklärte Chinesen dafür interessieren. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß die Unsitte im Laufe der Zeit doch beseitigt wird.

Die Haartrachten der Frauen sind sehr mannigfach und weichen in den verschiedenen Gegenden stark voneinander ab, so daß man an der Haarfrisur oft die Herkunft erkennen kann. In Peking läßt sich daran, ganz abgesehen von der Form der Füße, sofort die Chinesin von der Mandschurin unterscheiden. Die Chinesinnen tragen einen Chignon am Hinterkopf, von dem eine Spitze nach vorn herüberragt, oder aber eine Frisur, die wie der Hollen eines Vogels oder ein liegendes Fragezeichen aussieht. Die Mandschurinnen dagegen frisieren ihr Haar über einen breiten, etwa einen Fuß langen Haarpfeil, der am Kopfe anliegt. Die Frisur der Kanton-Dienerinnen liegt an beiden Schläfen an, während ihre Herrin einen Chignon ähnlich wie die Peking-Frauen trägt und die Kanton-Bootsfrau einen ganz einfachen, runden am Hinterkopf, wie man ihn auch bei uns vielfach sieht. Die Schanghai-Chinesinnen lieben es, kleine Samtkäppchen oder Perlen-

diademe zu tragen. In Ningpo sieht man bisweilen wahre Ungetüme von Haarfrisuren, die wie große Taschen hinten am Kopfe hängen. Die Futschou-Frauen haben eine besondere Vorliebe für Nadeln, Haarpfeile und Blumen, und eine gekrümmte Spange ragt weit aus dem künstlichen Bau hervor. Ein ganz eigenartiges Haararrangement fiel mir in einer Stadt der Provinz Schansi auf. Dort hatten die Frauen ihr Haar so mit einem schwarzen Tuche umwickelt, daß man nichts mehr davon bemerkte. Hinten am Haar war eine große, schwarz lackierte, stark geschweifte Holzplatte angebracht, so daß das Ganze ungefähr wie ein Ulanenhelm aussah.

Diese künstlichen Haartrachten machen sehr viel Mühe und können nicht täglich erneuert werden. Man verwendet dazu auch einen Klebstoff, der dem Haar die erwünschte Festigkeit gibt. Damit nun die Haartoilette beim Schlafen nicht leidet, so ruhen die chinesischen Frauen mit dem Kopfe auf Nackenstützen, wie sie auch in Japan in Gebrauch sind. Sie pflegen aus Holz zu sein und sind oft sehr elegant gearbeitet, mit Elfenbein oder Perlmutter eingelegt und kleinen Schiebladen versehen, nur nicht weich. Eine deutsche Dame würde mit einem solchen Holzblock im Nacken, und wenn er noch so schön verziert wäre, schwerlich ein Auge zutun. Im Museum für Völkerkunde finden sie einige dieser Nackenstützen ausgestellt.

Sehr niedlich sehen oft die chinesischen Kinder aus. Den Knaben wird in den ersten Jahren oft der ganze Kopf kahl rasiert, so daß nur zwei oder drei Haarbüschel stehen bleiben. Einen sehr würdigen Eindruck machen meist die weißbärtigen Greise und älteren Frauen. Bei den Männern stört uns das Fehlen des Bartes. Das ist natürlich nur Geschmackssache. Eine amerikanische Dame sagte

mir, daß die deutschen Herren viel besser aussehen würden, wenn sie glatt rasiert wären wie die Amerikaner. Im allgemeinen sehen in China wohl die Männer besser aus als die Frauen, während es in Japan gerade umgekehrt ist. Den Reizen der Japanerinnen vermögen sich die Europäer nur schwer zu entziehen, die Chinesinnen sind ihnen sehr viel weniger gefährlich. — —

Das chinesische Volk ist keine ganz homogene Masse. Die einzelnen Provinzen unterscheiden sich in Sprache und Sitten vielfach voneinander, wenn auch der Grundcharakter derselbe bleibt. Nur die Schrift und die Schriftsprache, welche von der Umgangssprache sehr abweicht, ist für das ganze Reich dieselbe, so daß zwischen Chinesen, die sich mündlich nicht verstehen, stets eine schriftliche Verständigung möglich ist. Die chinesischen Schriftzeichen sind, wie bekannt, nur Bilder von Begriffen, und jeder spricht sie nach seinem Lokaldialekt aus. Eine einheitliche Sprache der Gebildeten, wie unser Hochdeutsch, gibt es nicht. Jeder redet den Dialekt seiner Heimat. Nur die Beamten bemühen sich, den Peking- oder Nanking-Dialekt zu erlernen, um sich mit ihren Amtsbrüdern und namentlich auch bei den höchsten Staatsexamen und Audienzen in Peking verständigen zu können. Das nennt man dann den „Beamtendialekt“ oder Mandarin. Wegen seiner Wichtigkeit als Grundlage für die Beamtensprache wird von den Konsulatsbeamten in China der Peking-Dialekt erlernt. Auch im Seminar für Orientalische Sprachen wird er dem Unterricht zugrunde gelegt. Fast in jeder der 18 Provinzen werden mehrere, mehr oder weniger voneinander abweichende Mundarten gesprochen. Diese Abweichungen sind in den meisten Provinzen derart, daß die Bewohner sich untereinander, wenn auch nicht vollständig,

so doch zum Teil noch verstehen. Ein Peking-Mann kann mit einem Bewohner von Hsi-an-fu keine fließende Unterhaltung führen, aber es gelingt ihm doch, sich verständlich zu machen, wie etwa ein schlesischer Bauer, der kein Hochdeutsch spricht, sich notdürftig mit einem thüringischen verständigen würde. Dagegen verstehen sich ein Pekingese und Kantonese oder ein Amoy-Mann absolut nicht, ebensowenig wie etwa ein Bayer einen Dänen oder einen Schweden verstehen würde. Trotzdem sind alle chinesischen Mundarten als Dialekte ein und derselben Sprache aufzufassen, aber die Unterschiede sind ebenso groß wie zwischen Deutsch, Holländisch und Dänisch. Die Zahl derjenigen Provinzen, zwischen denen noch eine Verständigung möglich ist, ist die größere. Man hat sie nicht unpassend als das Gebiet des Hochchinesischen bezeichnet. Dialekte, welche sowohl vom Hochchinesischen als untereinander ganz verschieden sind, spricht man in Südchina, namentlich in den Küstenprovinzen, und zwar in einem Teile von Kiangsu (z. B. in Schanghai), in Tschekiang, Fukien, Kuangtung und in Teilen von Kuangsi, Kiangsi und Hunan. Ganz Nordchina und den Südwesten kann man als das Gebiet des Hochchinesischen bezeichnen.

Bei Hungersnöten, Überschwemmungen und anderen Unglücksfällen, die in China nicht zu den Seltenheiten gehören, kommt es wohl vor, daß die Bewohner einer Provinz zum Teil in eine andere auswandern. Dorthin nehmen sie dann ihre Sprache und besondern Sitten mit. Da die ursprünglichen Bewohner der neuen Provinz die Ankömmlinge nicht gern sehen und sich gegen sie abschließen, so leben diese als ein besonderer Volksstamm weiter. Solche Verhältnisse herrschen namentlich in der

reichen Provinz Kuangtung. Das Gros der Bevölkerung bilden die sog. Pên-ti, d. h. die Einheimischen, etwa 21 Millionen. Sie sind eine Mischung der nichtchinesischen Ureinwohner, welche in der Provinz seßhaft waren, bevor die Chinesen erschienen, und der Einwanderer von Norden. Sie betrachten sich als die Herren der Provinz, haben alle Ämter inne, besitzen den größten Wohlstand und sind in der Landwirtschaft, im Handel und Gewerbe tonangebend. Ihre Frauen haben wie die meisten Chinesinnen verkrüppelte Füße. Ihre Sprache ist das reine Kantonesisch. In viel späterer Zeit sind vom Norden die Hakka eingewandert, die reinsten Vertreter der chinesischen Rasse. Der Name Hakka bedeutet: „Fremdlinge, Gäste". Ihre Zahl beläuft sich auf nur 4 Millionen. Sie wohnen namentlich im Nordosten der Provinz, und zwar in der Regel an Hügeln und Abhängen, in weniger günstiger Gegend als die „Einheimischen", denen sie auch in sozialer Beziehung nachstehen. Sie sind ein kräftiger, tüchtiger Menschenschlag und besonders als Ackerbauer tätig. Sie wandern viel im Lande umher und verdingen sich als Arbeiter, stellen auch das größte Kontingent der Auswanderer der Provinz Kuangtung. Ihre Frauen haben stets große Füße. Sie sind am meisten dem Christentum zugänglich. Gerade deutsche Missionare haben unter ihnen gewirkt und auch ihre Sprache studiert. Der Hakka-Dialekt ist vom Kantonesischen verschieden, aber ihm doch viel näher verwandt als den hochchinesischen Dialekten. Die Hakka können daher nicht sehr weit gewandert sein und stammen vielleicht aus Kuangsi oder Kiangsi. Ihre Mundart wird außerhalb Chinas auch in Singapore und in Borneo gesprochen, wo sie unter den Auswanderern vorherrschen.

Ein dritter Volksstamm in der Provinz Kuangtung sind die Hoklo. Ihr Name scheint darauf hinzudeuten, daß sie aus der Provinz Fukien stammen. Darauf weist auch ihre Sprache, welche dem Amoy-Dialekt sehr ähnlich ist. Ihre Einwanderung soll im 14. Jahrhundert erfolgt sein. Ihre Zahl beträgt zirka 3 Millionen. Sie sind die dunkelsten und kräftigsten Südchinesen, und beschäftigen sich als Ackerbauer, Fischer und Bootleute. Ihre Frauen führen wie die Männer die kleinen Ruderboote, die den Kanton-Fluß anfüllen. Sie wohnen zum Teil nur auf Booten und Pfahlbauten.

Auch die Provinz Fukien ist ethnologisch interessant, da sich dort viele Eigentümlichkeiten der Ureinwohner in Kleidung, Religion und Volkssitten erhalten haben. So z. B. tragen die Fukien-Leute Turbane, was sonst nur in Turkestan und auch wohl beim chinesischen Militär Sitte ist. Äußerlich sind diese Ureinwohner Chinesen geworden. Ein besonderer ethnologischer Name besteht dafür nicht. Tangkia ist nur ein Schimpfname. Auf den westlichen Bergen heißen sie Min. Dies ist der alte Name der Provinz und seiner Bewohner, bevor sie von den Chinesen erobert und kolonisiert wurde. Diese Ureinwohner sind bei den echten Chinesen sehr verachtet und müssen sich manche Zurücksetzung gefallen lassen. In Futschou erlaubt man ihnen nicht einmal auf dem Festlande zu wohnen oder Land zu besitzen, sondern sie müssen auf ihren Booten auf dem Wasser leben. Sie rudern von Hafen zu Hafen und von Bucht zu Bucht, die wahren Wasser-Zigeuner. Sogar ihre eigenen Tempel haben sie an Bord und besondere Priester, die auch Hochzeiten abhalten. Sie schwimmen natürlich wie die Fische und machen sich nicht viel daraus, wenn sie ins Wasser fallen. Damit

die Säuglinge, wenn sie einmal über Bord fallen, nicht sofort untergehen, bindet man sie an einem großen Kürbis oder an einem Brett fest. Die Mütter müssen so kräftig mit rudern, daß es wohl öfter vorgekommen sein mag, daß dabei ein Säugling, welcher in einem Tuche auf dem Rücken getragen wird, das Übergewicht erhalten hat, oder daß er bei starkem Schwanken aus dem Boote geflogen ist. Erst nach drei Generationen werden die Nachkommen solcher Bootsleute zu den Staatsprüfungen zugelassen.

Die Tracht von neun Zehntel der chinesischen Bevölkerung besteht in einem blauen Baumwollkittel und in weiten Beinkleidern aus demselben Stoff. Wohlhabendere tragen dazu noch eine Jacke aus dickerem, dunklem Stoff. Ein einfacher Mann braucht im Jahre zwei Anzüge, die etwa 10 Mark kosten. Wolle und Tuchstoffe sind für die ärmere Bevölkerung viel zu teuer und nicht beliebt, denn auch die Wohlhabenden, die sie sich kaufen könnten, ziehen im Winter wattierte Röcke an. Während der kalten Jahreszeit werden auch viel Pelze getragen. Der kleine Mann, für den ein Pelz zu teuer, zieht dann einen Rock über den andern, so daß er einen sehr stattlichen Körperumfang erhält. Seidene Gewänder können sich nur reichere Leute leisten, weniger Bemittelte besitzen wohl auch ein solches Gewand, das sie aber nur bei großen Festen, also namentlich zu Neujahr tragen. In der Zwischenzeit wandert es häufig in die Pfandhäuser und muß dann für besondere Gelegenheiten erst wieder ausgelöst werden. Die Wohlhabenden pflegen ein langes und sehr weites Überkleid mit langen Ärmeln zu tragen. Da es keine Taschen enthält, so hängt man die Börse und den Tabaksbeutel an den Gürtel. Im übrigen bedient man sich auch der Ärmel als Taschen und steckt Briefe u. dgl. in den

Stiefelschaft. Es berührt uns seltsam, wenn ein chinesischer Beamter bei einer Verhandlung plötzlich ein wichtiges Dokument aus dem Stiefel zieht. Samtstiefel gehören mit zur Amtstracht. Die Form der chinesischen Stiefel ist sehr plump. Für gewöhnlich trägt der Chinese gestickte Schuhe mit hohen Filzsohlen, die sich für den Regen durchaus nicht eignen. Deshalb geht er, wenn er es vermeiden kann, beim Regen überhaupt nicht aus, oder er zieht dann schwarze Lederstiefel an.

Sehr prunkvoll ist die chinesische Amtstracht, welche für jeden der neun Ränge und für die verschiedenen Jahreszeiten genau vorgeschrieben ist. Sie muß von den Beamten im Dienst stets getragen werden. Die europäischen Konsulatsbeamten sehen bei Verhandlungen in ihren hellen Sommeranzügen sehr simpel daneben aus.

Die chinesische Frauenkleidung weicht, wie schon erwähnt worden, im Schnitt nur wenig von der der Männer ab. Seidene Frauenkleider zeichnen sich durch leuchtendere Farben, bunten Besatz, Stickereien usw. aus.

Ärmere Leute pflegen im Sommer ihre Kinder vielfach ganz nackt umherlaufen zu lassen. Diese fühlen sich anscheinend sehr wohl dabei und sind oft mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Der Staub trägt mit zur Reinlichkeit bei. Statt mit Wasser, pflegen ihre Mütter sie öfter mit Staub abzureiben, indem sie sie dabei mit einem Besen abschruppen.

Im allgemeinen ist Reinlichkeit keine Tugend, die den Chinesen besonders eigen wäre. Es gibt zwar öffentliche Bäder, aber sie werden nicht viel benutzt. Diese Abneigung gegen zu häufiges Waschen haben die Chinesen mit den meisten Orientalen gemein und von den Europäern kommen ihnen die Italiener und Spanier schon bedenklich

nahe. Die süditalienischen Städte bereiten einen vollkommen auf den Orient vor.

Was die Nahrung der Chinesen anbetrifft, von der man sich in Europa immer noch sehr eigentümliche Vorstellungen macht, so kann man wohl behaupten, daß der größte Teil des Volkes fast vegetarisch lebt. In Mittel- und Südchina bildet der Reis das Hauptnahrungsmittel, der Nordchinese lebt hauptsächlich von Weizenmehl, das er in Form von Nudeln und Makkaroni genießt. Dazu wird Gemüse gegessen und, um dem in Wasser gedämpften Reis und den ohne Zusatz gekochten Mehlspeisen etwas mehr Geschmack zu verleihen, nimmt man dazu scharf gesalzene und pikante Saucen. Der Chinese verschmäht Fleisch durchaus nicht, namentlich Schweinefleisch liebt er, aber es fehlt bei dem Mahle der weniger Wohlhabenden meistens. In den Dörfern und kleinen Ortschaften kann man für gewöhnlich gar kein Fleisch kaufen, nur Eier, das Stück für $^1/_2$—1 Pfennig, werden überall feilgehalten. Auch die Gasthöfe führen dort kein Fleisch. Nur an den Wochenmärkten ist es erhältlich, und natürlich in jeder größeren Stadt. Daß unter Umständen auch Hunde und Ratten gegessen werden, kommt vor, aber doch nur ausnahmsweise. Ich habe Dutzende von chinesischen Städten kennen gelernt und nie eine Hundeschlächterei gesehen, während ich überall geschlachtete Hammel, Schweine und auch wohl Ziegen sah. Rinder zu schlachten ist eigentlich verboten. Der Ochse, der für den Menschen das Feld beackert, soll nicht getötet werden. Die Chinesen sind daher an den Genuß von Rindfleisch nicht gewöhnt und mögen es nicht. Ratten und anderes Getier wird keineswegs des Wohlgeschmacks wegen gegessen, sondern weil man dem Fleische besondere Heilwirkungen zuschreibt.

Der Aberglaube spielt dabei eine Rolle ebenso wie bei dem Genuß von Menschenfleisch, wodurch die Kannibalen gewisse Eigenschaften der Erschlagenen zu erwerben hoffen.

Chinesisches Nationalgetränk ist, wie bekannt, der Tee. Jeder Chinese bis zum ärmsten Kuli herab trinkt ihn, allerdings sehr dünn. Man trinkt ausschließlich grünen Tee, ohne Zusatz von Milch und Zucker. Spirituosen werden sehr viel weniger konsumiert als in Europa, Betrunkene auf den Straßen sieht man fast niemals, dafür raucht der Chinese Opium, und zwar in letzter Zeit immer mehr einheimisches. Die Wirkungen sind namentlich in den ärmeren Kreisen, wo die Raucher fast ihren ganzen Verdienst für die teuere Droge hingeben und nicht genug für ihren und ihrer Familie Lebensunterhalt behalten, oft sehr verhängnisvoll. Übermäßiger Genuß richtet jeden zugrunde. Die Familien der Betreffenden leiden aber weniger als diejenigen der Alkoholiker, da sich die Wirkungen des Opiums nicht in Tobsucht und Brutalität, sondern in Apathie und körperlichem Verfall äußern. Mäßige Opiumraucher können sehr alt werden, und man bemerkt bei ihnen keine Abnahme der geistigen Kräfte. Die chinesische Regierung hat öfters das Opiumrauchen zu unterdrücken versucht, sogar einen Krieg mit England, dem Hauptopiumlieferanten, deswegen geführt, den sog. Opiumkrieg 1840—1842, alles vergebens. Erst vor kurzem wußten die Blätter wieder von einem kaiserlichen Edikt gegen das Opium zu berichten, allerdings in einer Fassung, die sehr unglaubwürdig klang. Irgend welchen Erfolg dürfte es kaum haben.

Die Chinesen essen nicht mit Messer und Gabel, sondern erhalten alle Speisen, auch das Fleisch, auf kleinen Schälchen feingeschnitten vorgesetzt und bedienen sich der Eßstäbchen. Dadurch sind sie den anderen Orientalen,

welche mit den Händen essen, weit überlegen. Die Art und Weise, wie sie den Reis oder die Nudeln essen, indem sie die Reisschale an die Lippen setzen und nun den Reis mit Hilfe der Eßstäbchen in den Mund schieben, ist allerdings nach unseren Begriffen nichts weniger als ästhetisch. Die Chinesen sind ganz vorzügliche Köche. Ein feines Diner von 30—40 Gängen schmeckt auch einem Europäer, der nicht mit zu viel Vorurteil an die ihm unbekannten Gerichte wie Haifischflossen, Schwalbennester, schwarze Eier herangeht. Diese Eier sind keineswegs faul und riechen nicht. Man hat sie längere Zeit mit Asche in die Erde gegraben und einen Gärungsprozeß durchmachen lassen. Unser Käse ist den Chinesen ebenso schrecklich wie vielen von uns ihre Eier. Das wunderbare Gericht Mili, über welches vor einer Reihe von Jahren das Echo unter der Rubrik „Völkerkunde" ganz ernsthaft berichtete, junge weiße Mäuse, die in Honig getaucht, lebendig heruntergeschluckt werden sollen, ist mir bei einem chinesischen Essen, von denen ich viele mitgemacht habe, leider nie vorgesetzt worden, Regenwürmer ebensowenig. Dagegen sind mir einmal geröstete Seidenpuppen angeboten, die nach Abhaspelung des Seidenkokons vielfach von der Bevölkerung genossen werden. Ich mußte dabei an die gerösteten Heuschrecken und den wilden Honig der Bibel denken, lehnte aber trotzdem ab. Die feine chinesische Küche ist der unsrigen im Raffinement insofern voraus, als man von jedem Schälchen nur ein wenig kostet, so daß man nach 20—30 Gängen kaum gesättigt ist. Die Chinesen scheinen es bei ihren Tafelfreuden mehr auf einen angenehmen Gaumenkitzel abgesehen zu haben, während man bei unseren Diners doch satt werden soll. Der sog. chinesische Wein, welcher zu einem

Diner gehört, schlecht destillierter Reisbranntwein, wird in winzigen Täßchen warm getrunken und ist sehr wenig nach unserem Geschmack.

Die Wohnungen der Chinesen sind nach unseren Begriffen sehr einfach und primitiv. In den Dörfern sind die Häuser vielfach nur aus Erde und Lehm gebaut, in den Städten aus Ziegelsteinen und Holz. Die meisten sind einstöckig, drei- oder vierstöckige kommen kaum vor. Die Fenster sind meistens mit weißem Papier überklebt, Glas wird dafür in sehr bescheidenem Maße verwandt. Weder Fenster noch Türen schließen ordentlich und lassen im Winter die kalte Luft durch. Ein chinesisches Wohnhaus ist eigentlich ein ganzer Gebäudekomplex, der rings von einer hohen Mauer umgeben ist, die die Blicke aller Neugierigen fernhält. In der Mitte liegt ein viereckiger Hof und um diesen herum die Haupt- und Nebengebäude. Türen und Fenster gehen alle auf den Hof, nicht nach der Straße hin. An den einzelnen Gebäuden entlang läuft meistens eine überdachte Veranda, von der aus man direkt in die Zimmer tritt.

In einem solchen Hause wohnt nun die ganze chinesische Familie, d. h. der Stammvater mit allen seinen verheirateten und unverheirateten Deszendenten. Noch heute besteht in China ein ausgeprägtes, patriarchalisches Verhältnis. Durch die Verheiratung eines erwachsenen Sohnes wird die Hausgemeinschaft nicht gelöst, sondern die junge Frau wird mit in das Haus ihres Schwiegervaters aufgenommen, wo das junge Paar seine eigenen Zimmer erhält. Die Schwiegertochter tritt aus ihrer Familie aus und als Tochter in die Familie ihres Mannes ein. Als solche ist sie ebenso wie ihr Mann dessen Eltern unbedingten Gehorsam schuldig und wird von den Schwiegereltern öfters nur wie ein besseres Dienstmädchen behandelt, worüber Europäerinnen, die Chi-

nesen heiraten, sich im klaren sein sollten. Der Stammvater, und nach seinem Tode die überlebende Ehegattin, leitet den ganzen Haushalt und verwaltet das Familienvermögen. Dies Zusammenleben hat sein Gutes, aber auch seine Schattenseiten. Jeder einzelne Chinese hat viel mehr Halt an seiner Familie als ein Europäer und geht nicht so leicht zugrunde. Er steht auch mehr unter Kontrolle und entartet nicht so leicht. Andererseits muß aber dies dauernde Untertänigkeitsverhältnis zu einer gewissen Unselbständigkeit führen und lähmend auf die Tatkraft des Haussohnes wirken. Findet ein Chinese außerhalb seiner Vaterstadt Beschäftigung, so läßt er seine Frau und Kinder sehr häufig im Vaterhause zurück, dem sie ebensosehr wie ihm selbst angehören, und besucht sie nur von Zeit zu Zeit. Wenn seine Verhältnisse es ihm gestatten, so schafft er sich dann vielleicht an seinem Aufenthaltsort eine zweite Frau an. Sie hat nicht den Rang der ersten Frau, sondern gilt als Konkubine und gehört in der Regel einer niedrigeren Gesellschaftsklasse an als ihr Mann, denn gute Familien geben ihre Töchter nicht als zweite Frauen fort. Eine Konkubine kann sich der Chinese selbst nach eigenem Geschmack auswählen und sieht dabei sehr auf Schönheit. Die erste Gattin wird ihm von den Eltern bestimmt. So kommt es, daß die zweiten Frauen meist jünger und hübscher sind als die ersten. Die Vielweiberei ist in China gesetzlich gestattet, aber nur bei den Wohlhabenden üblich und durchaus nicht allgemein. Eine Ausländerin, welche einen Chinesen heiratet, muß also darauf gefaßt sein, in China schon eine Kollegin zu finden oder später zu erhalten. Wie schon aus dem Gesagten ersichtlich, ist die Stellung der Frauen in China viel tiefer als bei uns. Für den Mann ist auch die Ehescheidung

ziemlich leicht, für die Frau sehr schwer. In der Regel besitzt die chinesische Frau gar keine Bildung, sie erhält keinen Unterricht und lernt nur etwas Handarbeiten und Musizieren. Von Jugend an wird ihr eingeprägt, daß sie zu gehorchen hat. Trotzdem kommt es auch in China gar nicht selten vor, daß in der Ehe nicht der Mann, sondern die Frau das Regiment führt, und die chinesische Geschichte bietet mehrere Beispiele von Kaiserinnen, die ihren Mann oder ihren Sohn beiseite geschoben und selbst mit eiserner Hand die Zügel der Regierung geführt haben. Töchter aus vornehmen Familien werden auch bisweilen mit ihren Brüdern zusammen unterrichtet, und es hat sehr gelehrte Frauen und berühmte Dichterinnen gegeben. In dem modernen Reformprogramm bildet der Mädchenunterricht einen der Hauptpunkte. Es sind jetzt schon eine Anzahl Mädchenschulen nach europäischem Muster gegründet worden, und ist zu erwarten, daß so das geistige Niveau der chinesischen Frauen gehoben werden wird. Sogar einige Frauenzeitungen sind gegründet worden, und in Schanghai hat man schon Gelegenheit, emanzipierte Chinesinnen zu bewundern, welche radeln und in politischen Versammlungen Reden halten.

Wenden wir uns nun, nachdem wir vom Äußeren und von der äußeren Lebensweise der Chinesen gesprochen haben, ihrem geistigen Leben zu. Was zunächst die ethischen und religiösen Anschauungen anbetrifft, so entspricht die chinesische Moral im allgemeinen der unsrigen. Sie beruht auf den Lehren des Konfuzius und seiner Schule. Als Kardinaltugenden gelten: Güte, Gerechtigkeit, Sitte, Wissen und Wahrhaftigkeit. In der Praxis sind die Chinesen kaum weniger moralisch als die meisten Europäer. Konfuzius war kein

Religionsstifter wie Buddha oder Christus. Er hat keine Dogmatik oder Metaphysik geschaffen, sondern es bei den alten Sitten und Gebräuchen bewenden lassen und sich selbst als Agnostiker bekannt. Dem religiösen Bedürfnis des Volkes kommt der Buddhismus, der Taoismus und die alte Naturreligion entgegen. Der Buddhismus wurde im ersten Jahrhundert n. Chr. durch indische Missionare eingeführt, und zwar in der durch Mythen, Legenden und anderes Beiwerk stark veränderten nordindischen Form, der sog. Mahâyana-Richtung. Eine sehr umfangreiche, buddhistisch-theologische Literatur ist in den ersten Jahrhunderten n. Chr. aus dem Sanskrit ins Chinesische übersetzt. Der gebildete Chinese liest sie nie, die meisten buddhistischen Priester jetzt auch nicht mehr. Ihre Tätigkeit beschränkt sich auf Bußübungen und das Herbeten von Litaneien, deren Sinn ihnen, da sie vielfach in Sanskrit sind, gänzlich unverständlich ist. Der Taoismus ist ein in Wunderglauben ausgearteter Pantheismus und Mystizismus, der sich mit der alten Naturreligion verbunden hat. Letztere besteht in der Verehrung der Natur und der Naturkräfte, die ausschließlich dem Kaiser obliegt. Er betet zu Himmel und Erde, zu Bergen, Flüssen und Seen, zu den Göttern des Regens, Windes und Donners und zu den Gestirnen. Dem Durchschnittschinesen ist nur die konfuzianische Moral Herzenssache, die religiösen Gebräuche macht er nur mit, weil es so Sitte ist. Je gebildeter er ist, desto weniger glaubt er. Sollten die Götter und Geister, welche er verehrt, existieren, so hofft er sie sich durch Gebet und Opfer geneigt zu machen und ihren Zorn abzuwenden, existieren sie nicht, nun, so kann ihre Verehrung doch auch nicht schaden. Man kann daher nicht etwa die Chinesen in

Konfuzianer, Buddhisten und Taoisten trennen, wie wir bei uns Protestanten, Katholiken und Juden unterscheiden. Jeder Chinese ist Konfuzianer, Buddhist und Taoist in einer Person. Bei dieser religiösen Weitherzigkeit neigt der Chinese viel eher zur Indifferenz als zur Intoleranz oder gar zum Fanatismus und bietet China für das Missionswesen ein wenig günstiges Feld. Daher auch die geringen Erfolge der fremden Missionen, die in keinem Verhältnis zu ihren Opfern stehen. Wie die gebildeten Japaner, werden auch die gebildeten Chinesen viel leichter sich dem Atheismus oder der Skepsis in die Arme werfen, als das Christentum annehmen.

Über die Charaktereigenschaften eines Volkes zu urteilen ist sehr schwierig, besonders wenn es uns in seinem Denken und Fühlen so fern steht wie die Chinesen. Die Jesuiten, welche zuerst als Missionare mit den Chinesen bekannt wurden, haben sie im 17. und 18. Jahrhundert sehr günstig beurteilt. In neuerer Zeit haben sich Kaufleute und Reisende oft sehr abfällig über das ganze Volk geäußert. Daß die Chinesen bedeutende intellektuelle und moralische Fähigkeiten besitzen, steht wohl außer Zweifel. Ohne diese würden sie schwerlich bis zum heutigen Tage als Nation fortgelebt haben, während alle anderen alten Kulturvölker untergegangen sind. Wir dürfen bei ihrer Beurteilung nicht von unserem heutigen Kulturzustand ausgehen, den erreichen die Chinesen natürlich nicht, aber den Vergleich mit den alten Kulturvölkern: Persern, Babyloniern, Ägyptern, ja sogar mit Griechen, Römern und uns Deutschen zu Beginn des Mittelalters halten sie wohl aus.

Intelligenz ist den Chinesen in hohem Grade eigen. Das zeigt sich besonders in ihrer Volkswirtschaft

und in ihren staatlichen Einrichtungen. Sie sind ausgezeichnete Landwirte, die eine intensive Bodenkultur betreiben und dem Lande die mannigfachsten Produkte abgewinnen, zum Teil sehr wertvolle, wie Baumwolle, vegetabilisches Wachs, Firnis, Öle, Farbhölzer, Zimt, Tee und durch Züchtung der Seidenraupen seit alters die Seide produzieren. In der Industrie sind sie sehr geschickt und in einigen Zweigen des Kunstgewerbes wie in Holzschnitzerei, Lackarbeiten, Email und Cloisonné, Seidenstickerei und Porzellanfabrikation sind sie uns überlegen. Bewunderungswürdig ist, mit wie einfachen Geräten und geringen Mitteln sie die schwierigsten Arbeiten ausführen, welche unseren Arbeitern mit allen ihren Hilfsmitteln nicht gelingen. Ganz besondere Befähigung zeigt der Chinese aber für den Handel. Er ist der geborene Kaufmann, unermüdlich in seinen Spekulationen, unternehmend, mit weitem Blick, mit dem geringsten Verdienst zufrieden und dabei ehrlich, wenigstens der Großkaufmann. In den englischen Kolonien, wo sie ihre Talente frei entfalten können, wie in Hongkong und Singapore, gehören die Chinesen zu den reichsten Kaufleuten. In Hinterindien, Siam, Birma und auf den Sundainseln ist der chinesische Kaufmann der Pionier der Kultur. Er besitzt das nötige Kapital und gibt den Unternehmungen der Eingeborenen den nötigen Impuls. In jedem chinesischen Flecken gibt es zahllose Kram- und Höferläden. Chinesische Händler durchziehen die Mongolei, Tibet und die russischen Amurprovinzen, und tauschen dort die Landesprodukte gegen chinesische Waren ein. Sie sind eigentlich die Bindeglieder, welche die Tributländer an China ketten.

Man mag, wie das vielfach geschieht, den Wert der

chinesischen Wissenschaft gering anschlagen, die Tatsache, daß die Chinesen sie als Autodidakten ohne fremde Anregung hervorgebracht haben, zeugt doch von großer geistiger Regsamkeit. In den beschreibenden Wissenschaften wie Geschichte und Geographie, in der Philologie, Exegese sowohl wie Textkritik, in Literatur- und Kunstgeschichte, in Archäologie, vor allem aber in Lexikographie und in encyklopädischen Werken haben sie sehr gute Leistungen aufzuweisen. In der Mathematik und Astronomie haben sie eine Anzahl von Lehrsätzen selbständig gefunden. Sie konnten Gleichungen mit mehreren Unbekannten lösen, Wurzeln bis zur 13. Potenz ausziehen und einfache trigonometrische Berechnungen machen. Später haben sie die ihnen durch die Jesuiten übermittelten, vollkommeneren, europäischen Methoden angenommen. Ihre Astronomie ist zum größten Teil Astrologie. Am schwächsten sind sie in der Naturwissenschaft und in der Medizin. Sie haben zwar eine Unmenge richtiger Beobachtungen angestellt und beschrieben, aber es fehlt ihnen die richtige Methode, den Zusammenhang der Erscheinungen zu erkennen und zu erklären. Die kindlichsten Fabeln werden immer wiederholt und auf die Autorität alter Quellen hin geglaubt. Der blinde Autoritätsglaube und die gänzlich verfehlte chinesische Naturphilosophie, welche alle Erscheinungen nach aprioristischen, durchaus unrichtigen Prinzipien erklärt, bilden ein Haupthindernis des Fortschritts. Die herrschende chinesische Philosophie ist hauptsächlich moralisierend und sehr hausbacken. Es gibt aber auch einige selbständige Denker, welche eine interessante Metaphysik geschaffen haben, doch ist von ihnen noch wenig bekannt.

In der Kunst zeigen die Chinesen Erfindungsgabe und ein inniges Naturgefühl. Abstoßend ist für uns freilich ihre Musik, die wir nur als Geräusch empfinden. In der Malerei, der Architektur und der Poesie überwiegt für unseren Geschmack zu sehr die Form und der Stil. Viele Schöpfungen erscheinen uns manieriert oder grotesk. Indes auch in der chinesischen Malerei wird ein Kunstkenner manches Schöne finden. Dem Reize manches chinesischen Tempels in hochromantischer Lage an Felswänden, in Schluchten oder in üppigen Hainen kann sich auch das europäische Auge nicht entziehen, die mittelalterlichen Stadtmauern mit ihren Türmen und die alten Brücken mit ihren gewaltigen Steinmassen müssen auch ihm imponieren, und die Bogenbrücken in ihren eleganten Formen ihm gefallen. Mit der Zeit gewöhnt sich auch das Auge an die bizarren Formen, die Farbenfreudigkeit und den Glanz chinesischer Bauten und sonstiger Kunstwerke, und empfindet Freude daran. Die chinesische Poesie birgt manche Perle, aber die meisten Dichtungen sind nur für den genießbar, der sie im Original lesen kann und so im chinesischen Ideenkreise steht, daß er nicht erst langer Kommentare bedarf, um alle Feinheiten zu verstehen. Uns scheint, daß bei den meisten Gedichten zu viel Gewicht auf die Form und zu wenig auf den Inhalt gelegt wird, und daß die Reflexion zu sehr die Empfindung überwuchert.

Mit der Intelligenz ist bei den Chinesen außerordentlicher Fleiß gepaart. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einen Blick in das rege Leben und Treiben einer chinesischen Stadt zu werfen. Gerade beim Studium entfaltet der Chinese eine bewunderungswürdige Ausdauer. Die Kinder arbeiten vom Morgen bis zum Abend mit kurzen

Unterbrechungen. Einen Sonntag kennt man nicht, Ferien auch nicht — nur um Neujahr wird vierzehn Tage gefeiert — und doch hört man nie von Überbürdung. Mißerfolge sucht man durch unermüdlichen Fleiß zu überwinden. Fällt man durch das Examen, was die meisten müssen, da statutenmäßig nur ein geringer Prozentsatz der Kandidaten bestehen kann, so versucht man es immer von neuem, bis man durchkommt oder darüber hinstirbt. Es ist daher gar nichts Seltenes, daß Vater, Sohn und Großvater zusammen dasselbe Examen machen. Von den Examinanden, welche 1889 in Futschou die zweite Prüfung bestanden, waren neun über 80 Jahre alt und zwei über 90. Den Rekord hatte aber in jenem Jahre die Provinz Anhui, wo 35 Kandidaten über 80 und achtzehn über 90 Jahre alt waren.

Von der Arbeitslast manches chinesischen Staatsbeamten machen sich unsere Beamten keinen Begriff. Ein hoher Würdenträger in Peking hatte, wie er einem Gesandtschaftsdolmetscher erzählte, folgende Tageseinteilung: Um 2 Uhr nachts stand er auf, denn von 3—6 Uhr hatte er Dienst im Palast, wo der Kaiser um diese Zeit Audienzen gibt. Von 6—9 Uhr war er im Geheimen Kabinett des Kaisers beschäftigt, von 9—11 im Kriegsministerium, dessen Präsident er war. Als Mitglied des Justizministeriums hatte er dort von 12—2 Uhr zu arbeiten, und die Zeit von 2—5 oder 6 Uhr verbrachte er im Auswärtigen Amt, wo er einer der leitenden Minister war. Außerdem erhielt er noch öfters besondere Aufträge und mußte in Kommissionen arbeiten. Die Zeit dafür suchte er bei den übrigen Amtsstunden einzusparen. Vor 7 oder 8 Uhr abends war er selten zu Hause. Diese Arbeitslast war allerdings für den Betreffenden denn doch zu viel, er

starb an einer Krankheit, die er sich durch Überarbeitung zugezogen hatte.

Bei der Arbeit, auch wenn sie ihm nicht sonderlich behagt, ist der Chinese geduldig und zufrieden. Ein freundliches Grinsen ist bei ihm vielfach stereotyp geworden. Überhaupt ist der Chinese, wenn er nicht gerade aufgereizt worden ist, freundlich und gutmütig und interessiert sich für seine Mitmenschen. Auf dem Lande wird man stets von den Vorübergehenden gefragt, ob man schon gegessen habe, woher man komme, wohin man wolle, was man dort vorhabe usw. Im allgemeinen ist der Chinese mit seinem Schicksal zufrieden, auch wenn es sehr viel trauriger ist als das seiner Mitmenschen. Wie er sich überhaupt immer fügt, so ordnet er sich auch willig den höheren Mächten unter und ist bis zu einem gewissen Grade Fatalist. Gewalttätigkeiten sind ihm im innersten Wesen zuwider und er schreitet nur im äußersten Falle dazu. Er hat einen ausgeprägten Sinn für Ruhe und Ordnung, daher seine große staatsbildende und staatserhaltende Kraft.

Eine bei den meisten Chinesen stark ausgeprägte Charaktereigenschaft ist seine Sparsamkeit, mit der seine Bedürfnislosigkeit Hand in Hand geht. Dadurch wird der chinesische Auswanderer seinen europäischen oder amerikanischen Konkurrenten so gefährlich. Da er für seinen Unterhalt fast nichts gebraucht, leistet er dieselbe Arbeit für viel weniger Lohn. Mit dem ersparten Kapital gründet er dann irgend ein Geschäft, und, wenn das Glück ihm hold ist, wird er reich, oder wenigstens wohlhabend. Ein erwachsener Chinese der ärmeren Klassen kann in China für 5 Pfennig täglich sich ernähren. In seiner Nahrung ist er freilich nicht wählerisch. Tiere, die an einer Krankheit gestorben sind: Pferde,

Esel, Hunde, Katzen, Kamele, ja sogar solche, die vergiftet worden sind, werden von der armen Bevölkerung noch verspeist. Als Brennmaterial benutzt er alles mögliche, wie Gräser, Blätter, Sträucher, die von den Kindern gesammelt werden. Damit nicht zu viel Feuerung nötig ist, haben die Töpfe ganz dünne Böden. Sachen, die der Europäer wegwirft, kann der Chinese auf die eine oder die andere Art noch verwenden. In dem Lärm der chinesischen Straßen ist eine Hauptnote das markerschütternde Ächzen und Knirschen der nicht geschmierten Achsen der Schiebkarren. Ihre Besitzer sind viel zu sparsam, sie zu ölen, und das Geräusch scheint niemanden zu stören. Ein charakteristisches Beispiel von Sparsamkeit gab eine alte Frau, welche mühsam auf der Landstraße forthumpelte. Auf die Frage, wohin sie denn wolle, antwortete sie, daß sie sich zu Verwandten begäbe, um so bei ihrem Tode dem Familienbegräbnisplatz näher zu sein und die Kosten für die Sargträger zu verringern.

Die Bedürfnislosigkeit, welche dem Chinesen das Sparen sehr erleichtert, zeigt sich in dem Mangel an Komfort und Eleganz in seinen Wohnungen. Ein deutscher Kleinbürger wohnt behaglicher als ein chinesischer Prinz. Die Wohnungen der reichsten Chinesen machen auf uns einen öden und trostlosen Eindruck. Die Zimmer sind feucht und schlecht ventiliert, obwohl weder Türen noch Fenster ordentlich schließen. Aus der Küche dringen der Rauch und die schlimmsten Eßgerüche in die Zimmer. Der Fußboden ist meistens aus Backsteinen und nicht mit Teppichen bedeckt. Im Winter wird nicht geheizt, obwohl im Norden oft 8—10° R Kälte herrschen. Öfen gibt es nicht. Nur die Hände kann man sich ein wenig an Kohlenbecken anwärmen, im übrigen muß man einige Röcke mehr

anziehen. Die Möbel sind steif und eckig und aus hartem Holz, die Kopfkissen hart wie Stein. Ein Taotai, welcher die amerikanischen Gefängnisse besuchte, konnte daher mit Fug und Recht sagen, daß die Sträflinge in Amerika es besser hätten, als er in seinem Yamen. Merkwürdigerweise empfinden die Chinesen diese Mängel gar nicht und haben für unseren Komfort kein Verständnis. Das schlagendste Beispiel dafür gaben die chinesischen Kranken in einem fremden Hospital in Kanton. Der leitende Arzt hatte die modernsten Sprungfedermatratzen aus geflochtenem Draht anschaffen lassen und geglaubt, daß seine Patienten wie in Abrahams Schoß darauf ruhen würden. Wie groß war sein Erstaunen, als er beim Wiederbetreten des Saales fand, daß alle Kranken, außer den ganz schweren, auf der Erde lagen. Jeder, der sich nur ein wenig bewegen konnte, war aus seinem Bette geklettert und hatte sich auf dem Fußboden ein Lager bereitet.

Es ist eine Eigentümlichkeit der meisten Chinesen, daß sie in jeder Lage schlafen können. Arthur Smith meint in seinen Chinese Characteristics, daß Millionen von Chinesen imstande sein würden, über drei Schiebkarren liegend, den Kopf herabhängend und mit einer Fliege im geöffneten Munde zu schlafen. Nerven scheint der Chinese gar nicht zu kennen. Wüster Lärm und pestilenziale Gerüche, die einen in den chinesischen Straßen auf Schritt und Tritt verfolgen, fechten ihn nicht an. In Fällen, wo wir aus der Haut fahren möchten, bewahrt er seine stoische Ruhe. Auch im Ertragen von körperlichen Schmerzen ist er uns über. Jeder Arzt, der chinesische Kranke behandelt, ist erstaunt, wie viel leichter sie die schwersten Operationen überstehen als Europäer. Über den Gleichmut, mit welchem Chinesen äußere

Unglücksfälle, wie Überschwemmungen, Mißernten, Revolutionen ertragen, haben wir schon gesprochen; auch dem Tode sehen sie kaltblütig entgegen.

Trotz seiner angeborenen Sparsamkeit ist dem Chinesen doch der schöne Zug der Mildtätigkeit nicht fremd. Fast in jeder größeren Stadt gibt es Wohltätigkeitsanstalten, in denen alte Leute, Waisen und Findlinge Aufnahme finden. Um bei Teuerungen dem Volke billigere Nahrung zu verschaffen, hat nicht nur die Regierung, sondern auch manche Privatperson Kornspeicher errichtet, aus denen sie unter dem Marktpreis verkaufen, wodurch ein Sinken der Preise herbeigeführt wird. Dies könnte mancher europäischen Regierung zu denken geben. Im Winter werden die Armen vielfach in öffentlichen Garküchen gespeist. In dem kalten Januar 1893 sollen in den Mittel- und Südprovinzen durch Privatmildtätigkeit 8 Millionen Mark zur Beschaffung von Speise, warmer Kleidung und Unterkunft für die Notleidenden aufgebracht worden sein.

Wie die meisten Orientalen sind die Chinesen außerordentlich höflich. Das Titelwesen ist noch mehr ausgebildet als in Deutschland. Es genügt aber nicht, den Angeredeten mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen, man muß auch sich selbst, was man ist und was man hat, herabsetzen. Daher sagt man zu einem andern: Ihr werter Name, Ihr geehrtes Reich, Ihr erhabener Palast, und von sich selbst: mein gewöhnlicher Name, mein unbedeutendes Reich, meine niedrige Hütte. Die Frau eines andern kann man als seine „kostbare Geliebte“ bezeichnen, während man von seiner eigenen als die „gewöhnliche Person im Hause“ spricht. Der Verkehr mit den chinesischen Beamten vollzieht sich daher in den angenehmsten äußeren Formen. Sie verstehen auch eine abschlägige Antwort in

liebenswürdigster Form zu geben. Ein grober Brief gilt ihnen als ein Zeichen von Ungebildetheit, die beschämender für den europäischen Barbaren als für den Empfänger ist.

Neben seinen guten Eigenschaften weist der chinesische Charakter verschiedene ernste Mängel auf, welche hauptsächlich an dem hilflosen Zustande schuld sind, in dem sich China heute befindet. Es fehlt dem Chinesen an Mut, an Kühnheit, an Ritterlichkeit. Sehr bezeichnend ist, daß er den Mut nicht zu den Kardinaltugenden rechnet. Durch sein passives Beharrungsvermögen unterscheidet er sich am meisten von dem kühn vorwärtsstürmenden Europäer. Er fürchtet den Tod nicht, aber er trotzt ihm nicht. Keine europäische Nation würde sich von Fremden das haben bieten lassen, was China in seiner Ohnmacht hat ertragen müssen, sie würden längst die ungebetenen Gäste aus dem Lande gejagt haben. Fast jeder Chinese läßt sich von einem Europäer verprügeln ohne zu mucksen. Ein Japaner würde sich sofort zur Wehr setzen, unter Umständen mit seinen Freunden über den Angreifer herfallen und ihn so zurichten, daß er es nie wieder wagen würde, einen Japaner anzurühren.

Wie des Mutes, so ermangelt der Chinese auch des Patriotismus. Liebe zum Herrscherhause ist ihm ein unbekanntes Gefühl. Für das öffentliche Wohl und die Verwaltung des Staates interessiert er sich kaum. Er meint, daß dafür die Beamten bezahlt würden und daß das Volk in seinem beschränkten Untertanenverstand nicht mitzureden habe. Im Kriege ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß chinesische Kulis für den Feind arbeiten, daß chinesische Lieferanten ihm die nötigen Lebensmittel verschaffen, und daß, während in einer Provinz der Krieg tobt, in einer andern der Handel mit Kaufleuten der feindlichen Nation

ruhig weitergeht. Aus dem Mangel an öffentlichem Interesse erklärt sich auch die Vernachlässigung der Wege und Straßen und der öffentlichen Bauten. Das Volk denkt nicht daran, sie instand zu halten und auszubessern, sondern läßt sie ruhig zerfallen. Von den öffentlichen Straßen suchen die Gewerbetreibenden so viel wie möglich für ihren eigenen Gebrauch zu okkupieren. Durch Buden und Verkaufstische sind die Hauptverkehrsstraßen halb verbaut. Auf der Gesandtschaftsstraße in Peking pflegten früher die Zimmerleute ihre großen Balken zu zersägen und Bretterhaufen aufzustapeln. Die Färber hängen mit Vorliebe ihre Tücher über die Straße, und ähnlich machen es die Makkaroni-Verkäufer mit ihren Vermicelli. Öffentliches Eigentum wird mit Vorliebe gestohlen. Es ist wiederholt vorgekommen, daß die Schrauben und Eisenteile von den Eisenbahnschwellen losgelöst, und daß diese Schwellen und die Telegraphenstangen von der Bevölkerung als Brennholz verwandt worden sind, auch hat man wohl die Telegraphendrähte zum Wäschetrocken benutzt.

Über den starren Konservatismus der Chinesen und ihr zähes Hängen am Alten, ist viel geschrieben worden. Man hat mit Recht darin das Haupthemmnis alles Fortschritts gesehen. Die Japaner sind novarum rerum cupidi, die Chinesen ultra-konservativ. Sie halten ihre Klassiker, über welche wir wesentlich anders urteilen, für das Nonplusultra alles menschlichen Wissens und glauben damit die Vollkommenheit erreicht zu haben. Mehr noch zu erstreben wäre von Übel. Diese Überzeugung, welche vor einer Reihe von Jahren noch die allgemein herrschende war, scheint aber jetzt durch die außerordentlichen Erfolge der Japaner ins Wanken gekommen zu sein, und man arbeitet ernstlich an Reformen auf allen Gebieten. Das

größte Verdienst an diesem merklichen Fortschritt hat die chinesische Presse. Sie bemüht sich seit Jahren, das Verständnis für westländische Kultur zu vermitteln, den Patriotismus und das politische Denken im Volke zu wecken und es zum Militarismus zu erziehen, um sich der Übergriffe der Ausländer zu wehren. Wie weit es damit unter der Ägide Japans gelangen wird, muß die Zukunft lehren.

Wie man in unserem Vaterlande gewisse Charaktereigenschaften in verschiedenen Gegenden besonders ausgeprägt findet, so hat man solche Unterschiede auch in den verschiedenen Provinzen Chinas konstatiert. Der Bayer hat den Ruf, gemütlich, heiter und unter Umständen sehr grob zu sein. Der Berliner gilt als gewandt, witzig, aber sehr eingebildet. Der Oldenburger ist phlegmatisch und schwerfällig, der Bremer steif und zugeknöpft. In China ist der Tschili-Mann etwas barsch in seinem Wesen. Der Schantung-Mann ist kräftig, energisch, aber oft etwas plump. Von den Bewohnern von Honan sagt ein Reisender, daß sie die gutmütigsten Menschen der Welt seien. Die Hunanesen sind mutig, patriotisch, stolz. Früher waren sie ausgesprochen fremdenfeindlich. Außerordentlich liebenswürdig und verbindlich fand Herr v. Richthofen die Bewohner Ssetschuans. Die Schansi-Leute sind vorzügliche Geschäftsleute. Die meisten Bankiers stammen aus dieser Provinz. Die Kiangsu- und Anhui-Leute sind sehr intelligent und stellen einen großen Teil aller Gelehrten und Beamten. Der Charakter der Bewohner von Kiangsi ist etwas rauh. Die Tschekiang- und Fukien-Leute sind sehr unabhängig und streitsüchtig, daher die häufigen Fehden zwischen einzelnen Klans, die sich regelrecht bekriegen. Die Kantonesen sind im Handel

und in der Industrie gleich geschickt. Sie sind die fortschrittlichsten von allen Chinesen und leicht revolutionär.

In den ältesten Zeiten, von welchen wir Kunde haben, d. h. im dritten Jahrtausend v. Chr. hatte China bei weitem noch nicht seine heutige Ausdehnung. Die ältesten Sitze der Chinesen waren in der Nähe des Gelben Flusses in den Provinzen Tschili, Schansi, Schensi, Honan und Schantung. Die übrigen Teile des Reichs waren noch von fremden Völkerstämmen bewohnt, türkischen und tibetischen im Norden und Westen und indochinesischen im Süden. Allmählich drangen die Chinesen vor und eroberten die Gebiete dieser Völker. Letztere wurden teils vernichtet, teils zurückgedrängt, oder sie vermischten sich mit den Chinesen und gingen in ihnen auf, woraus sich manche Verschiedenheiten in Sitten und Charakter der heutigen Chinesen, ihrer Nachkommen, erklären. Reste dieser Ureinwohner haben sich aber in verschiedenen südlichen Provinzen bis auf den heutigen Tag erhalten. Auch die Bergvölker an der indochinesischen Grenze gehören hierher. Ethnologisch sind sie den Chinesen verwandt, denn sie haben alle einen mehr oder minder ausgeprägten mongoloiden Typus. Der Volkscharakter ist selten klar zu erkennen, da diese Völkerschaften sich untereinander und mit den Chinesen viel vermischt haben. Zum Teil sind sie ganz unterworfen, zum Teil haben sie noch ihre eigenen Fürsten und stehen nur in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu China, das sich oft nur auf die Zahlung von Tribut beschränkt. Die wichtigsten dieser Völkerschaften sind die folgenden:

1. Miao-tse, am meisten verbreitet in der Provinz Kueitschou. Sie sitzen aber auch in den Gebirgen von Kuangtung, Kuangsi, Hunan, Yünnan und Ssetschuan, und zerfallen in 82 verschiedene Stämme. Die

Chinesen unterscheiden sich in wilde und zivilisierte, Schöng Miao und Schu Miao, je nachdem sie noch ihre Selbständigkeit und ihren Volkscharakter bewahrt haben oder chinesiert sind. Die Miao-tse sind ein Tai-Volk. In früheren Zeiten soll ein großer Tai- oder Schan-Staat bestanden haben, welcher sich vom Irawaddi, Saluen und Menam bis tief in China hinein erstreckte. Die Siamesen sind noch ein Rest davon. Mit dem Siamesischen ist auch die Sprache der Miao-tse, welche wieder in viele Dialekte zerfällt, eng verwandt. Schon in den ältesten chinesischen Annalen werden die San Miao erwähnt, die zur Zeit des Kaisers Schun, 2255—2205, in der Provinz Hunan ansässig gewesen sein sollen.

Die Miao-tse sind etwas kleiner als die Chinesen, haben einen kürzeren Hals und eckigere Züge. Ihre Hautfarbe ist hellgelb. Sie sind stämmiger und kräftiger gebaut als die Chinesen, offener in ihrem Wesen und männlicher. Die chinesierten Miao in den Städten haben eine ähnliche Tracht wie die Chinesen: kurze Kittel mit engen Ärmeln und weite Hosen aus blauem oder schwarzem Baumwollenstoff. Auf dem Lande herrscht größere Mannigfaltigkeit in den Trachten, namentlich bei den Frauen, die steife, gefaltete Röcke bis zu den Knien tragen, und die Beine mit einem rot und weiß gemusterten Stoff umwickeln, oft zu solchem Umfang, daß sie sehr plump erscheinen. Dazu tragen sie eine Jacke mit engen Ärmeln und eine eigentümliche Schürze. Das Kostüm der schwarzen Miao-Frauen ist kleidsamer. Ihre gefältelten Röcke reichen bis auf die Fußknöchel. Ihre kurzen Jacken sind mit schöner Seidenstickerei verziert, und als Kopfbedeckung dient ihnen eine Binde aus schwarzem Wollstoff.

Beide Geschlechter tragen das Haar geflochten und

auf dem Kopf in einen Knoten geschlungen. Als Schmuck dienen ihnen silberne Ohrringe, die oft so groß sind, daß sie bis auf die Schultern herabfallen, und Armbänder. Bisweilen tragen sie außerdem noch drei oder vier silberne Ringe um den Hals.

Im übrigen zeigen die einzelnen Stämme in Sprache, Sitten, Kleidung und Verfassung große Verschiedenheiten. Die Chinesen haben die Miao-tse vielfach beschrieben, aber meist nur die merkwürdigsten Eigentümlichkeiten hervorgehoben. Nach diesen chinesischen Berichten würden die Miao-tse teils in Hütten auf Bäumen leben, teils in Erdhütten, teils in Felsenhöhlen, oft 600 Fuß über der Erde. Von den Y a o - j e n, einem Stamm der Miao-tse glauben die Kantonesen, zu denen sie bisweilen kommen, um Tauschhandel zu treiben, daß sie kurze Schwänze wie Affen hätten. Durch Tauschhandel mit den Bewohnern der Ebene verschaffen sich die Miao-tse Kleiderstoffe, indem sie Getreide oder Metalle dafür hingeben. Ihr Ackerbau ist sehr primitiv. Wie die Schans sind sie sehr geschickt im Weben. Die freien Miao-tse tragen Waffen und schlagen jeden Versuch der Chinesen, in ihre Bergfestungen einzudringen, mit Gewalt zurück. Sonst leben sie mit ihnen in Frieden.

Im Gegensatz zu den Chinesen trinken die Miao-tse große Quantitäten selbstgebrautes Bier. Bei ihren Gelagen singen sie Duetts. Von den Chinesen haben sie außerdem das Opiumrauchen angenommen, und viele Bergstämme in Kueitschou sollen sehr verkommen dadurch sein.

Bei einem Stamme besteht die eigentümliche Sitte, welche sich auch bei andern Völkern findet, daß, wenn nach der Geburt eines Kindes die Mutter wieder aufgestanden ist, der Vater sich ins Bett legt und die Glückwünsche von Freunden und Verwandten in Empfang nimmt.

2. Die Lolo werden in der chinesischen Geschichte zuerst um das Jahr 250 n. Chr. erwähnt. Ihre Wohnsitze sind in den Provinzen Yünnan und Ssetschuan. Es ist ein birmanisches Volk, dessen Sprache auch mit dem Birmanischen große Ähnlichkeit hat. Sie stirbt immer mehr aus, da sie vom Chinesischen verdrängt wird, denn in den Schulen wird nur chinesisch Lesen und Schreiben gelehrt. Es sind auch Mischsprachen, Lolo und Chinesisch entstanden, die eine ziemlich weite Verbreitung haben. Die Lolo werden von den Chinesen wie die Miao-tse in wilde und zivilisierte, oder in weiße und schwarze unterschieden. Das bezieht sich nicht auf ihre Körperfarbe, die auch gelblich ist, sondern auf ihr Verhältnis zur chinesischen Kultur. Die Schwarzen bewohnen die Hochtäler und kommen nur von Zeit zu Zeit in die Ebene, um Waren zu verkaufen. Die Weißen sind über ganz Yünnan und Teile von Ssetschuan zerstreut und haben sich den Chinesen unterworfen, tragen auch als Zeichen der Unterwürfigkeit den Zopf. Die Lolo sind stärker und muskulöser gebaut als ihre Beherrscher. Ihr Typus zeigt öfter eine gewisse Ähnlichkeit mit dem der Kaukasier. Einige von ihnen haben braune Haare und eine weiße Hautfarbe. Ihre Frauen leben nicht so abgeschlossen wie die Chinesinnen und sind heiterer und koketter. Sie arbeiten mit den Männern zusammen auf dem Felde und lieben Tanz und Gesang. Der Verkehr der Geschlechter ist ein viel freierer als bei den Chinesen. Die Lolo-Frauen gelten als sehr schön und werden daher viel von Chinesen geheiratet. Bei Unfruchtbarkeit gilt die Ehe als aufgehoben. An der Haartracht sieht man, ob die Frauen verheiratet sind und wieviel Kinder sie haben. Die Zahl der Kinder entspricht der Zahl der roten Bänder, welche sie ums Haar geschlungen tragen.

3. Li-mu ist der Name der Ureinwohner der tropischen Insel Hainan im Golf von Tongking, welche die Chinesen seit zirka 2000 Jahren kolonisiert haben. Die Limu sind jetzt in die Mitte der Insel zurückgedrängt. Sie sind mit den Miao-tse verwandt und auch zu verschiedenen Zeiten durch den Zuzug flüchtiger Miao-tse aus den Provinzen Kuangtung und Kuangsi verstärkt worden. Die einzelnen Stämme bekriegen sich untereinander und sind zum Teil noch ganz unzivilisiert. In Sitten, Kleidung und Bewaffnung weichen sie sehr voneinander ab.

Die Ureinwohner im Lin-schan-Distrikt der Provinz Kuangtung sind dadurch merkwürdig, daß sie eine republikanische Verfassung haben. 100 Mann bilden eine Centurie mit einem Befehlshaber, und an der Spitze aller Centurien steht ein Stammespräsident.

Von den an der Südgrenze Chinas seßhaften Bergvölkern, deren Verwandte wir in Nordindien, Birma und Tongking wiederfinden, kommen namentlich die folgenden in Betracht:

1. Die Li-su im Salwen- und Mekong-Tal. Sie wohnen auf den Bergen und unternehmen alle 20—30 Jahre große Kriegs- und Plünderungszüge gegen die zivilisierten Lisu und die Chinesen der Ebene. Den Kampf sagen sie vorher durch Boten an, die einen Ring mit Einschnitten, Federn und anderen Symbolen überbringen. Am bestimmten Tage stellen sie sich dann an bestimmten Plätzen ein. Die chinesischen Kolonisten werden von den mit vergifteten Pfeilen bewaffneten Wilden fast immer besiegt. Die Lisu rauben die Kostbarkeiten ihrer Feinde, stecken ihre Häuser in Brand und verkaufen ihre Frauen und Kinder als Sklaven nach Birma. Abgesehen von diesen zeitweiligen Ausbrüchen der Wildheit verhalten sich die

Lisu ruhig. In Friedenszeiten sind sie sehr gastfreundlich und leben friedlich miteinander. Der Boden gehört allen gemeinsam. Jede Familie bestellt das Land, welches ihr gefällt. Durch Handel erwerben sie das Muschelgeld, die Cowries, mit denen ihre Frauen ihre Mützen schmücken. Goldsand aus dem Salwen dient als Geld. Die Religion der Lisu ist eine Art von Schamanismus. Ihre Zauberer rufen die guten Geister mit Stäbchen herbei und verscheuchen die bösen mit Trommeln.

2. Die Schan bildeten einst in Yünnan neun Staaten. Jetzt sind sie zurückgedrängt und leben mehr in Birma als auf chinesischem Gebiet. Sie besitzen ziemlich bedeutende technische Fertigkeiten und fabrizieren sogar Luntenflinten, welche sie an die Kakyens verkaufen. Der Einfluß der chinesischen Kultur auf die Schans ist recht bedeutend. Ein großer Teil des gesamten Yünnan-Handels liegt in den Händen der Chop-stick-Schans, so genannt von der Benutzung der Eßstäbchen, englisch Chop-sticks. Diese stark chinesierten Schans ziehen mit Pferdekarawanen durch das Gebirge. Die Schans sind in zahllose kleine Stämme zersplittert. Mit dem Miniaturfürstentum von Kianghung z. B. sind noch zwölf kleine Schan-Staaten verbündet. Kianghung zahlt Tribut an Birma, aber China erhebt ebenfalls Steuern. Bei den Vornehmen herrscht chinesische Tracht, Sprache und Sitte. Auch der Palast ihres Fürsten, Tsaubwa genannt, ist in chinesischem Stile erbaut. Durch Kianghung führt der chinesische Handelsweg nach Nordsiam.

3. Die Peï (Paï) an der Südostgrenze von Yünnan sind ebenfalls Schans, aber stark mit Chinesen vermischt. Sie bilden drei Fürstentümer unter chinesischer Oberhoheit. Obgleich sie den Yünnan-Dialekt sprechen, sind sie doch weniger

chinesiert als die Chop-stick-Schans. Ihre Häuser sind terrassenförmig wie die der Tibeter. In der Hautfarbe sind sie weißer als die Chinesen. Als Schmuck stecken sich die Männer Silber- und Bambuspflöcke, die Frauen Strohkorke in die Ohrlappen. Die Frauen sind sehr geschickt im Weben und Goldarbeiten. Ihre Sprache ähnelt der der Laos in Indochina.

4. Die Kakyen, auch Singpo genannt, Nachbarn der Schan in Yünnan, sind ein kleiner, aber kräftiger Volksschlag. Sie tätowieren Arme und Beine. Im Kampfe bedienen sie sich namentlich eines langen Schwertes, das an einem kurzen Riemen unter der Achsel getragen wird. Ihr Schild ist fast mannshoch und besteht aus einem Bambusgestell, über welches ein Tierfell gespannt ist, mit Federn und andern Verzierungen an den oberen Enden. Ihre mit Ebenholz eingelegten Ohrscheiben ziehen das Ohr bis auf die Schultern herab. Um den Hals tragen sie eine große Muschel an einem Baumwollenband. Die Frauen haben bei den Kakyen alle schweren Arbeiten zu verrichten, auf dem Felde zu arbeiten und Lasten zu tragen, während die Männer essen, trinken und faulenzen. Deshalb sieht ein Kakyen bei der Heirat mehr auf die Körperkraft, als auf die Schönheit der Frau. Wie anderwärts Söhne, so sind bei den Kakyens viele Töchter erwünscht, da diese für alle Arbeiten verwandt werden. Die Kakyen haben eine Art Naturreligion. Man legt den Toten eine Silbermünze in den Mund, um damit für die Überfahrt ins Jenseits zahlen zu können.

Alle diese Völkerschaften verschwinden immer mehr vor der chinesischen Zivilisation. Die Chinesen haben sich, wie wir gesehen, vielfach mit ihnen vermischt. Die Mischvölker zeigen noch manche Eigenschaften der Ureinwohner:

Muskelkraft, Unabhängigkeit, Vorliebe für grelle Farben und Liebe zu Tanz und Musik. Die Maultiertreiber und Karrenführer in Yünnan z. B. tragen kurze Westen mit silbernen Knöpfen, einen Turban und eine Mandoline am Bande, auf welcher sie während der Fahrt genau so wie die Maultiertreiber in Kastilien spielen.

Nachdem wir uns mit den Bewohnern des eigentlichen Chinas, nämlich den Chinesen und den zwischen ihnen lebenden Ureinwohnern, den Lolo, Miao-tse und andern indochinesischen Stämmen beschäftigt haben, gehen wir jetzt zu den Tributländern bzw. Kolonien Chinas über. Von diesen steht die Mandschurei, das Stammland der regierenden Dynastie, in engstem Zusammenhang mit China.

Wir haben hier zunächst die merkwürdige Tatsache zu verzeichnen, daß die mandschurischen Eroberer fast gänzlich mit den von ihnen beherrschten Chinesen verschmolzen sind. Sie haben chinesische Kultur und chinesische Sitten angenommen und sind fast ganz zu Chinesen geworden. Nur einige Eigentümlichkeiten in der Tracht und im Familienleben haben sie noch bewahrt. Selbst ihr Stammland, die Mandschurei, wird jetzt zum größten Teil von eingewanderten Chinesen bewohnt. Von den neun Millionen, die sie etwa bevölkern, sind kaum mehr als eine Million mandschurischer Abstammung. Wahrscheinlich hat die Zahl der Mandschuren auch zur Zeit ihres Einfalls in China nicht mehr als einige Millionen betragen.

Die Mandschuren sind ein Glied des tungusischen Stammes, der noch heute als Jäger und Fischer vom Amur bis an die Mündung des Jenissei lebt. Sie hatten

ihre Wohnsitze ursprünglich am Oberlauf des Sungari, südlich von Kirin, wo sie Jäger, Viehzüchter und Ackerbauer waren. Da auch die Mandschuren in der Mandschurei chinesiert sind, so ist ihr Volkscharakter noch deutlicher bei ihren nächsten tungusischen Verwandten, den Golden, Solonen, Dauren und Orontchen zu erkennen. Die Golden werden schon in dem ältesten chinesischen geographischen Werke, welches wahrscheinlich aus dem vierten Jahrhundert v. Chr. stammt, unter dem Namen „Fischhaut-Leute" erwähnt und noch heute werden sie von den Chinesen als „Fischhaut-Tartaren", Yü-pi ta-tse bezeichnet. Die Golden leben nämlich zum großen Teil vom Fischfang. Die Gewässer der Mandschurei sind sehr fischreich, besonders fängt man im Sungari ausgezeichnete und sehr große Lachse. Aus der Haut dieser Lachse nun verfertigen sich die Fischer jedenfalls schon seit urdenklicher Zeit Sommerkleider, welche die Frauen noch mit Stickerei verzieren. Die Solonen haben die alten Sitten am treuesten bewahrt. Sie huldigen noch dem Schamanismus. Ihre Toten verbrennen sie und hängen die Asche in Fell-Beuteln an den Zweigen der Bäume auf.

Als eine Reminiszenz aus der Vorzeit ist die Verehrung der Mandschuren für die Raben zu betrachten, welche sie für heilige Vögel halten und denen sie täglich opfern. Nach einigen sehen sie in ihnen die Repräsentanten ihrer Ahnen, andere meinen, daß sie aus Dankbarkeit für eine von einem Raben einem Ahnherrn der herrschenden Dynastie erwiesene Wohltat sie verehren.

Die direkten Vorfahren der Mandschuren sind die Nü-tschih oder Nü-tschen, welche schon früher in der Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt haben. Sie begründeten die Kin-Dynastie, welche von 1115—1234

einen großen Teil von Nordchina beherrschte. Der Gründer dieser Dynastie war Aguda. Im Bunde mit diesem vernichtete die chinesische Sung-Dynastie die ihnen feindlichen Kitan, welche ihnen Nordchina entrissen und dort die Liao-Dynastie gegründet hatten. Die Sung kamen dadurch aber vom Regen in die Traufe. Waren sie vorher den Kitan tributpflichtig gewesen, so mußten sie jetzt an die Kin Tribut bezahlen und ihnen einen Teil der Provinz Tschili abtreten. Damit begnügten sich aber die Kin nicht. Sie drangen bis über den Gelben Fluß vor, belagerten den Sung-Kaiser in seiner Hauptstadt Kaifengfu und nahmen ihn dort 1126 mit allen seinen Ministern und Generälen gefangen. Die schwächlichen Sung wichen bis über den Yangtse zurück und machten Hangtschou zu ihrer Residenz. Alles Land nördlich vom Yangtse traten sie an die Kin ab. So zerfiel China in zwei Teile. Nur der Süden stand unter einheimischen Herrschern, der Norden war den mandschurischen Eroberern preisgegeben.

1233 schlossen die Sung ein Bündnis mit den Feinden der Kin, den Mongolen. Letzteren gelang es, die Herrschaft der Kin zu vernichten. Statt aber den Sung, wie sie versprochen hatten, das eroberte Land zurückzugeben, traten nun die Mongolen selbst die Erbschaft der Kin an. Sie stürzten die letzten unfähigen Herrscher der Sung und gründeten die bekannte Mongolen-Dynastie, welche von 1280—1368 über ganz China geherrscht hat.

Nach der Vernichtung ihres Reiches in China zogen sich die Nü-tschih wieder in die Mandschurei zurück und verschwanden für mehrere Jahrhunderte vom politischen Schauplatz. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts machten sie zuerst wieder Einfälle in die Provinz Tschili. Die inneren Wirren, welche den Sturz der Ming-Dynastie herbeiführten,

boten ihnen die gewünschte Gelegenheit, sich in die chinesischen Verhältnisse einzumischen. Um den aufrührerischen General Li Tse Tscheng, welcher nach dem Selbstmorde des letzten Ming-Kaisers den chinesischen Thron bestiegen hatte, zu verdrängen, rief der Kommandant der chinesischen Truppen an der mandschurischen Grenze die Mandschuren zu Hilfe. Diese machten es wieder genau so wie vorher die Kin, ihre Vorfahren, und die Mongolen, welche den Sung zu Hilfe kamen. Als Belohnung für die dem chinesischen Feldherrn gewährte Unterstützung nahmen sie 1644 ganz China in Besitz, das sie noch heute beherrschen.

Für einen Europäer sind die Mandschuren schwer von den Chinesen zu unterscheiden, da durch häufige Vermischungen die Unterschiede stark verwischt sind. Im allgemeinen haben die Mandschu eine etwas hellere Hautfarbe und sind etwas größer als die Chinesen. Sie haben mehr eckige Gesichter, die Backenknochen treten schärfer hervor, die Nasen sind mehr gerade, und der Bartwuchs ist etwas stärker.

In ihrem Charakter stehen sie zwischen den Mongolen und den Chinesen, aber letzteren näher. Vom Mongolen haben sie das rauhere, stolze Wesen. Sie sind entschlossener als die Chinesen und Neuerungen zugänglicher. Von den ostasiatischen Völkerschaften, die Japaner ausgenommen, besitzen sie das meiste Anpassungsvermögen. Das haben sie bewiesen durch die Leichtigkeit, mit welcher sie die Sitten und die Kultur der Chinesen angenommen haben. Vorher waren sie ein reines Naturvolk. Durch dieses Aufgehen in den Chinesen haben sie allerdings viel von ihrem Mut und ihrer früheren Kriegstüchtigkeit eingebüßt. Die heutigen mandschurischen Bannertruppen leisten ebensowenig wie die chinesische Armee. Von dem früheren

kriegerischen Geiste zeugt noch die Einteilung aller Mandschuren in acht Banner oder Korps, von denen jedes eine besondere Fahne führt. In dieser Weise war 1644 die mandschurische Invasionsarmee gegliedert. Noch heute gehört jeder Mandschure einem dieser Banner an und sollte von Rechts wegen auch unter seinem Banner in den Krieg ziehen, was aber nicht mehr allgemein geschieht. Diese Bannertruppen sind in und um Peking garnisoniert und ebenso in den einzelnen Provinzen. Sie sind die Hauptstütze der regierenden Dynastie. In dieser Weise sind die Mandschuren über ganz China zerstreut und halten es in Botmäßigkeit. Die meisten leben in der Mandschurei und in der Provinz Tschili. Der größte Teil der Ländereien, welche die Mandschuren bei ihrem Einfall den Chinesen wegnahmen, sind im Laufe der Zeit trotz aller Veräußerungsverbote wieder in chinesische Hände übergegangen.

Das charakteristischste Zeichen ihrer vollkommenen Chinesierung ist der Verlust der eigenen Sprache, welche, da die Mandschuren alle Chinesisch sprechen, schon fast als eine tote Sprache gelten kann. Selbst bei Hofe wird für gewöhnlich chinesisch gesprochen, doch erlernt der Kaiser und der hohe mandschurische Adel noch künstlich die Sprache seiner Ahnen wie eine fremde Sprache. Bei feierlichen Audienzen wird sie auch noch gesprochen. Bei der ersten Audienz, welche der regierende Kaiser nach seiner Volljährigkeit den fremden Vertretern gab, hielt der deutsche Gesandte als Doyen des diplomatischen Korps seine Ansprache französisch, der russische Dolmetscher als der älteste und höchste im Rang, übersetzte diese Ansprache ins Chinesische, und Prinz Tsching übertrug dies ins Mandschurische. Der Kaiser antwortete mandschurisch, was dann in der-

4*

selben Weise zuerst ins Chinesische und dann ins Französische übersetzt wurde, wie Sie sehen, ein etwas umständliches Verfahren. Wichtige Staatsdokumente, Gesetze und Verordnungen werden noch heute von einem besonderen Übersetzungsamt ins Mandschurische übersetzt.

Mandschurisch ist eine vollklingende Sprache mit regelmäßigen Formen und einfacher Grammatik wie alle tungusischen Sprachen, daher leicht zu erlernen. Zu einer eigenen Literatur haben es die Mandschuren als Naturvolk nicht gebracht. Was an mandschurischen Werken existiert, sind nur Übersetzungen aus dem Chinesischen. Die ersten mandschurischen Herrscher, welche von hervorragender Tüchtigkeit waren, ließen die chinesischen Klassiker und viele wichtige Werke für ihr Volk ins Mandschurische übersetzen.

Die Vorfahren der Mandschuren, die Nü-tschih, waren auch schon stark von der chinesischen Kultur beeinflußt und benutzten die chinesische Schrift. Im 16. Jahrhundert wurde dafür die mongolische Schrift eingeführt. Diese ist durch Vermittlung des Uigurischen aus der syrischen Estrangelo-Schrift entstanden. Letztere wurde von Nestorianern nach Zentralasien gebracht.

Die Regierung der Ta-tsching-Dynastie wird vom Volke nicht mehr als Fremdherrschaft empfunden. Die Mandschuren sind fast zu Chinesen geworden und haben es verstanden, sich die Sympathien der Besiegten zu erwerben. Die Regierungen der ersten Herrscher, Kanghi und Kienlung, welche vorzügliche Feldherrn, Staatsmänner und Gelehrte in einer Person waren, gehören zu den glanzvollsten der chinesischen Geschichte. Die Bevorzugung der Mandschuren bei der Verleihung von Staatsämtern hat sich stets in weisen Grenzen gehalten, und den Chinesen

sind auch die höchsten Posten nicht verschlossen gewesen. Der weitaus größte Teil aller Ämter ist von Chinesen besetzt. Nur bei den geheimen Gesellschaften und Revolutionären sind die Mandschuren verhaßt. Sie möchten die Ta-tse, Tataren, wie sie sie verächtlich nennen, beseitigen und dafür entweder eine nationale Dynastie auf den Thron heben oder eine Republik gründen.

Die Mongolen sind die typischen Vertreter der nach ihnen benannten Rasse. Von den Chinesen unterscheiden sie sich durch ihre breiten Gesichter und den großen Kopf. Meist haben sie ein eingedrücktes Nasenbein und schräg geschlitzte Augen. Sie sind kräftig gebaut, aber nicht sehr proportioniert. Durch das Leben im Freien und die gesunde Milch-Nahrung sind ihre Muskeln gut entwickelt. Sie haben eine kräftige Brust und hohe, breite Schultern. Das Kinn ist spitz und vorstehend, der Hals kurz und dick. Ihre Hauptcharaktereigenschaften sind: Offenheit, Schwerfälligkeit, rauhe Gutmütigkeit, Trägheit, eine gewisse Stumpfheit und meist auch Feigheit. Von den hervorragenden Eigenschaften ihrer Vorfahren, welche durch ihre Kühnheit, ihre Tatkraft und körperliche Leistungsfähigkeit mehrmals ganz Asien und Europa erschüttert haben, haben sie wenig übrig behalten. Erschöpft durch die langen Kriege sind sie wieder in Barbarei zurückgesunken. Nur ihren Gerechtigkeitssinn, das Wohlwollen gegen Fremde und die Freundlichkeit gegen ihresgleichen haben sie bewahrt. Wenn sie im Winter ihr gefrorenes Wild auf den Markt nach Peking bringen, so zeigen sie sich sehr freundlich gegen die Europäer, denen sie auf der Straße begegnen, indem sie ihnen zunicken oder sie in

ihrer Sprache grüßen. Sie pflegen dann auch von ihren frischen, rotbackigen Frauen begleitet zu sein, die in ihren Pelzmützen und mit ihrem reichen Ohr- und Haarschmuck einen netten Eindruck machen.

Der Unterschied zwischen dem hochkultivierten, eigentlichen China und der öden, ganz spärlich bevölkerten Mongolei ist ein ungeheuerer. Die Zahl der Mongolen kann auch während ihrer Glanzzeit nie sehr groß gewesen sein, und wird jetzt auf höchstens 3 Millionen berechnet. Sie waren von jeher Nomaden, die mit ihren Herden von Ort zu Ort zogen. Wenn die wüsten Gegenden sie nicht mehr ernähren konnten, sie fielen sie als wilde Reiterscharen in die umliegenden Länder ein. Es ist bekannt, daß sie bis nach Schlesien vordrangen, wo sie 1240 zur Umkehr gezwungen wurden.

Im Mittelalter wurden die Mongolen vielfach Tataren oder Tartaren genannt, das chinesische Ta-tse. Dieses ist der Name eines schwachen, mongolischen Stammes, welcher im 12. Jahrhundert die Täler des Yin-schan bewohnte. Er wurde berühmt, da er bei den Kriegszügen die Avant-Garde bildete. Später wurde dieser Name den Mongolen, Mandschuren, Türken, überhaupt allen kriegerischen Nomadenstämmen des östlichen Europas und Asiens beigelegt. Heute wendet man den Namen hauptsächlich auf türkische Stämme an. Die Mongolen unter Dschengiskhan nannten sich selbst „Blaue Mongolen" mit Bezug auf das Blau, die heilige Farbe des Himmels.

Gegen Ende des Mittelalters erreichte der Glanz des mongolischen Reiches seinen Höhepunkt. Dschengiskhan 1206—1229 und Timur (Tamerlan), 1370—1405, eroberten und verwüsteten den größten Teil Asiens. Timur und seine Nachfolger beherrschten von Samarkand aus ein

großes Reich in Westasien, das namentlich Persien umfaßte. Ein Urenkel des Timur, Sultan Baber, gründet von dort aus Anfang des 16. Jahrhunderts das Reich des Großmoguln in Nordindien. Mogul ist dasselbe Wort wie Mongole. Von ihren Vorfahren behielten aber die Moguln kaum mehr als den Namen. Sie wurden zu mohammedanischen Indern und haben in Indien die islamische Kunst zu hoher Blüte gebracht. In China gelangte die Mongolendynastie unter Kublaikhan, einem Nachkommen Dschengiskhans zur Regierung und herrschte dort von 1280—1368. Kublai Khan war einer der genialsten Herrscher, den China jemals gehabt hat. Sein großes Kulturwerk ist der Kaiserkanal, welchen er in seiner ganzen Länge von Peking bis Hangtschou fertigstellen ließ.

Die Mongolen des Mittelalters standen auf einer viel höheren Kulturstufe, als die damaligen europäischen Schriftsteller es zugeben. Sie waren nicht nur mutig und gut diszipliniert, sondern auch gerecht und tolerant gegen Andersgläubige und zeigten Interesse für Kunst und Wissenschaft. Sie behandelten die Besiegten mit viel mehr Rücksicht als die Christen und Mohammedaner jener Zeit es taten. Von dem berüchtigten Tamerlan wird erzählt, daß er die Stadt Tus vor der Plünderung bewahrte, weil sie der Geburtsort des berühmten persischen Dichters Firdusi war. Über die Toleranz der Mongolen waren die katholischen Missionare sehr erstaunt. Mohammedaner und Christen wurden zu den wichtigsten Staatsämtern herangezogen. Als der Mönch Rubrugis, der Gesandte Ludwigs XI. von Frankreich an den Hof des Mangu Khan nach Karakorum in der Mongolei kam, fand er dort Gelehrte und Künstler aus aller Herren Länder: Armenier, Nestorianer, Sarazenen, Perser und Europäer, unter anderen einen deutschen

Baumeister aus Mainz mit seiner Frau. Ein Pariser, Guillaume, hatte die Parks des Khan ausgeschmückt und dabei eine Fontäne angelegt, in welcher Wein, Milch, Kumiß und Bier in silberne Bassins fiel, also ein Aschinger schon im 13. Jahrhundert, als sich Berlin noch ohne diesen Kulturfortschritt behelfen mußte. Auch Papst Innozenz IV. entsandte einen Franziskanermönch Plano Carpini an den mongolischen Hof in Karakorum, um Ogdai Khan ins Gewissen zu reden und ihn von seinem Wüten gegen die Christenheit abzubringen. Als der päpstliche Legat im Jahre 1246 in Karakorum ankam, war Ogdai Khan inzwischen gestorben und sein Nachfolger Gaynuk Khan beantwortete den Brief des Papstes, indem er sich ebenso als das auserwählte Werkzeug Gottes hinstellte, wie es der Papst getan hatte. „Wenn Ihr Frieden haben wollt," heißt es in dem interessanten Dokumente, „Du Papst und Ihr Kaiser und Könige, so zögert nicht, zu Uns zu kommen, und Ihr werdet Unsere Antwort und Unseren Willen hören. In Eueren verschiedenen Briefen heißt es, daß Wir uns taufen lassen und Christen werden müßten. Wir antworten kurz, daß wir nicht einsehen, warum Wir das tun sollten. — Ihr Bewohner des Westens glaubt, daß nur Ihr Christen seid und verachtet die andern, aber wie wißt Ihr, wem Gott seine Gunst zuwenden wird? Wir beten Gott an, und mit seiner Stärke werden Wir die ganze Erde von Osten nach Westen überwältigen. Was könnten wir Menschen tun, wenn uns von Gott nicht die Kraft dazu verliehen würde?"

Die heutigen Mongolen sind schwächliche Epigonen gewaltiger Vorfahren, die solche stolze Sprache reden konnten. Sie vermögen nicht einmal, sich der schwachen Herrschaft der Chinesen zu entziehen. Sie führen noch heute

die echte Nomadenwaffe, den Bogen, besitzen aber jetzt auch Luntenflinten chinesischen Ursprungs. Zum Auflegen dieser sehr primitiven Feuerwaffen benutzen sie meistens Gabeln aus Antilopengeweihen.

Man teilt die Mongolen gewöhnlich ein in drei Gruppen, Ostmongolen oder eigentliche Mongolen, Nordmongolen oder Buräten und Westmongolen oder Kalmücken. Die Ostmongolen leben in der Mongolei und zerfallen in viele Stämme. Einer der wichtigsten sind die Kalkas, welche den mongolischen Typus am reinsten zeigen sollen. Die Nordmongolen = Buräten oder Burjäten wohnen auf beiden Seiten der Südhälfte des Baikalsees. Sie sind den Ostmongolen sehr ähnlich, aber stark mit Russen vermischt und russifiziert. Aus Nomaden sind sie bereits seßhafte Viehzüchter geworden. Die Westmongolen = Kalmücken haben ihre Sitze in der Dsungarei und am östlichen Tien-schan. Ein mächtiges dsungarisch-kalmückisches Reich wurde 1756 von den Chinesen vernichtet. Über 1/2 Million Dsungaren sollen damals niedergemetzelt sein. Seitdem haben sie aufgehört als Nation zu existieren; es sind nur noch Trümmer davon vorhanden. Die Hauptbeschäftigung der Kalmücken ist Schaf- und Pferdezucht. Sie sind von glühendem Hasse gegen die Türkvölker: Dunganen und Tarantschi erfüllt, mit denen sie zusammen wohnen. Verwandte der Kalmücken sind die Eleuthen oder Olöt, welche im äußern Kansu ihre Sitze haben, namentlich in der Gegend des nicht sehr hohen Ala-schan.

Ursprünglich bildete die Große Mauer im Norden die Grenze Chinas gegen die Mongolei. Zur Zeit Kanghis aber begannen die Chinesen die an die Große Mauer zunächst grenzenden Teile der Mongolei, die sog. Innere

Mongolei, zu kolonisieren. Zuerst wurden Verbannte nach befestigten Plätzen geschickt, später wanderten auch freie Chinesen ein, um in der Mongolei ungestört Opium bauen zu können, was in China verboten war. Die meisten mongolischen Stämme wichen vor ihnen zurück, nur Tschacharen vermischten sich mit ihnen und sind jetzt fast ganz zu Chinesen geworden, indem sie ihr Nomadenleben aufgaben und sich in den Städten wie Dolonor, Jehol, Kukukhoto ansiedelten. Dort hüten sie auch als Hirten die kaiserlichen Herden.

Zur Inneren Mongolei gehört noch das Land der Ordos, nördlich von der Provinz Schansi, umschlossen von der Großen Mauer und dem Gelben Fluß. Obwohl es innerhalb der Mauer liegt, so gehört es doch nach der Beschaffenheit seines Bodens, welcher sandig und salzhaltig und nicht kultivierbar ist, zu der Wüste Gobi, die bekanntlich den größten Teil der Mongolei ausfüllt. Das Land ist sehr dünn bevölkert. Hier soll Dschengiskhan gestorben sein und begraben liegen. Seine sterblichen Reste sollen in zwei Särgen ruhen, einem silbernen und einem hölzernen, welche unter einem Zelte aus gelber Seide stehen. Die Mitglieder seiner Familie liegen in der Nähe um ihn herum bestattet. Jeden Abend opfert man seinen Manen einen Hammel und ein Pferd.

Berühmt geworden durch ihre Rückkehr aus den Steppen der Wolga in ihre alte Heimat sind die Turguthen, ein Zweig der Kalmücken, welcher früher vor den Chinesen auf russisches Gebiet zurückgewichen war. Um ihren russischen Bedrückern zu entgehen, folgten sie der Einladung des Kaisers Kanghi, der deswegen mit der russischen Regierung verhandelte. 300000 Turguthen brachen vom Westufer des Kaspischen Meeres auf und gelangten unter

unsäglichen Mühen nach einem achtmonatlichen Marsche durch die turkestanischen Einöden nach Tarbagatai und Gobdo, wo der Kaiser sie ansiedelte. Dort stoßen sie mit den Urianghai-Stämmen (Urjanchen) zusammen, die mit den Samojeden verwandt sein sollen und zwischen Altai- und Tagnu-Gebirge wohnen.

Die meisten Mongolen sind Nomaden. Das Weideland und der Ackerboden gehört allen gemeinsam, wird aber vom Adel und von den Lamas am meisten ausgebeutet. Diese lassen zum Teil durch Sklaven, die aus den früheren Kriegszügen stammen, ihre Herden hüten. Die sozialen Unterschiede sind bei weitem nicht so stark ausgeprägt wie bei uns. Es gibt keinen großen Reichtum, aber auch kein Proletariat. Die Mongolen am Lobnor sind ganz auf Fischfang angewiesen und es kommt öfter vor, daß sie im Winter Hungers sterben, wenn sie im Sommer nicht genügend gefangen haben. Als Schiffe benutzen sie auf dem See und seinem Zufluß, dem Tarim, ausgehöhlte Einbäume, wozu sie Pappeln verwenden.

Als Nomaden treiben die Mongolen Viehzucht. Ihre Herden bestehen hauptsächlich aus Pferden, Kamelen, Schafen und Rindern. Das Vieh ist so sehr im Leben des Mongolen die Hauptsache, von welchem seine ganze Existenz abhängt, daß, wenn sich zwei begegnen, sie sich zunächst nach dem Befinden ihres Viehs und dann erst nach ihrem eigenen erkundigen.

Das zweihöckerige Baktrische Kamel ist namentlich in der Westmongolei häufig. Innerhalb der Großen Mauer wird es nur von Mongolen als Reit- und Lasttier benutzt. Im Winter sieht man sie viel in Peking, wohin sie die Kohlen aus der Umgegend bringen. Die Kamelkarawanen geben Peking einen ganz eigenen Cha-

rakter, den andere chinesische Städte nicht haben. Auf der Karawanenstraße von Kalgan bei Peking nach Urga und nach Uliasutai verwendet man die Kamele sogar zum Ziehen von kleinen Wagen.

In den Gegenden, in welchen das Pferd nicht nur ein Luxustier der Reichen ist, sind die Mongolen leidenschaftliche Reiter. Sie halten es für unter ihrer Würde, auch nur die kleinste Strecke zu Fuß zu gehen, und reiten sogar von einem Zelte zum andern mehrere Meter weit im Galopp. Auf einem Kindersattel, von welchem er nicht herunterfallen kann, macht schon der Dreijährige seine ersten Reitstudien. Auf das Einfangen und Bändigen der Pferde verstehen sich die Kalmücken ebensogut wie die Indianer der Pampas. Sie nähern sich den Pferdeherden zu Pferde und fangen das Tier, auf welches sie es abgesehen haben, nachdem sie es durch einen wilden Ritt müde gejagt haben mit einem Lasso. Um ihm dann einen Halfter überwerfen zu können, muß das Tier zu gleicher Zeit von beiden Seiten an den Ohren gepackt werden. Wettrennen sind sehr beliebt. Fast jeder junge Mann nimmt daran teil. Im Jahre 1792 liefen bei einem Rennen zur Feier der Geburt eines neuen lebenden Buddha 3732 Pferde um den Preis.

Die Jagd betreiben die Mongolen nicht als Hauptbeschäftigung, denn sie sind kein Jägervolk, aber sie ist doch namentlich bei den Vornehmen als Sport sehr beliebt. Hauptjagdtiere sind: Hirsche, Antilopen, Moschustiere und wilde Schafe. Die Geweihe, den Moschus und teilweise auch das Wildpret verkaufen sie an die Chinesen.

Die Sorge für das Vieh liegt zum großen Teil den Frauen und Kindern ob. Bei den Kirgisen hütet der Mann die Herden bei Tage, die Frau bei Nacht. Alle

Arbeiten im Zelte werden den Weibern aufgebürdet. Sie haben auch für Heizmaterial zu sorgen. Oft müssen sie auch noch das Feld bestellen und für ihren Herrn und Gebieter den Branntwein bereiten. Die Mannesarbeit besteht im Hüten der Herden, in Krieg und Raub. Die Stellung der Frau ist demnach eine ziemlich tiefe. Die Geburt eines Knaben wird mit Freuden begrüßt, die eines Mädchens als Last empfunden.

Frauen und Kinder fabrizieren die nötigen Haushaltsgegenstände: Sättel, Geschirr, Waffen, Kleider, Filz für die Zelte, Stricke aus Kamelhaaren usw. Aus Seidenfäden weben oder flechten die Mongolinnen bunte Bänder. Besonders entwickelt ist die Filzfabrikation. Man verfertigt ihn aus Kamel- und Schafwolle. Zuerst wird die Wolle geschichtet und befeuchtet, dann mit den Händen gerollt und mit den Füßen gewalkt. Es gibt weißen, geblümten und naturfarbenen Filz. Er spielt im Leben der Mongolen eine große Rolle, denn man gebraucht ihn für die Zelte, für Strümpfe, Mützen und Kleider.

Der Handel liegt in der Mongolei, wie schon erwähnt wurde, in den Händen herumziehender chinesischer Kaufleute. Sie nehmen den Mongolen ihre Erzeugnisse: Wolle, Filz, Moschus, Rhabarber, Süßholz und Wurzeln ab, die von den ärmeren Leuten gegraben werden und ebenso wie das Hirschhorn in der chinesischen Medizin Verwendung finden. Dafür liefern sie ihnen chinesische Waren, vor allem den mit hydraulischer Presse zu Tablets gepreßten sog. Ziegeltee. Beim Gebrauch wird er zerhackt oder in einem Mörser gestoßen. Die Mongolen bereiten daraus ein Getränk oder kochen ihn mit Butter und Salz zusammen zu einer Suppe. Der Ziegeltee dient auch als Tauschmittel und vertritt die Stelle des Geldes. Einen

Teil ihrer Bedarfsartikel beziehen die Mongolen von den Russen, u. a. Schnaps. Wasser trinken die Mongolen ebensowenig wie die Chinesen. Ein sehr beliebtes Getränk ist der aus Stutenmilch bereitete Kumiß. Überhaupt bildet Milch, frisch oder gesäuert oder zu Butter und Käse verarbeitet, den wichtigsten Bestandteil ihrer Nahrung. Butter wird nicht etwa nur als Zukost, sondern in großen Mengen verzehrt. Von Getreidearten wird Hirse gegessen. Ein steifer Teig aus geröstetem und zermahlenem Getreide wird Dsamba genannt. Die meisten Mongolen verabscheuen Geflügel und Fische, aber essen Hammel-, Pferde- und Kamelfleisch, namentlich das erstere. Indes ist Fleisch nicht Hauptnahrungsmittel, denn die Mongolen mögen nicht gern ihre Herden verringern und verzehren lieber gefallenes oder geraubtes Vieh. Das Opiumrauchen haben sie von den Chinesen angenommen. Beim Opium- und Tabakrauchen gebrauchen sie chinesische Pfeifen.

Die Kleidung der Mongolen, Männer wie Frauen, ist sehr einfach, ein langer Rock aus Leinwand, gefüttertem Stoff, Filz oder Pelz, je nach der Jahreszeit und eine Filz- oder Pelzmütze, dazu strumpfartige Stiefel aus gleichem Material. Im Winter tragen sie besonders Schafpelze, bei denen das Fell nach innen gekehrt ist. Die Beinkleider sind auch vielfach mit Pelz gefüttert. Als Überkleider werden namentlich von den Frauen auch Samt- und Seidenstoffe getragen, auf deren Schnitt die chinesische Mode eingewirkt hat. Auf der Brust tragen die Mongolen kleine Täschchen mit Amuletten, die sie gegen Unglücksfälle schützen sollen. Auch ihre silbernen Tassen pflegen sie in dieser Weise aufzubewahren. Die Männer haben einen Zopf wie die Chinesen.

Das Haus der Mongolen ist das Zelt oder die Jurte.

Es besteht aus einem Gerüst aus Stangen und Latten, welche ganz mit Filzdecken umkleidet werden. Durch das Verschieben der Zeltdecken erhält der Innenraum Luft und Licht. Der Mongole lebt in seiner Jurte, solange er in einer bestimmten Gegend genügend Futter für sein Vieh findet, dann zieht er weiter und schlägt sein Zelt in einer andern, noch nicht abgegrasten Gegend auf. Man findet diese Zelte meist in größerer Zahl zusammen, da die Familien und Klans zusammenhalten und dieselben Weiden benutzen. Man unterscheidet Sommer- und Winterzelte. Erstere sind leichter gebaut. In der Mitte des Zeltes ist der Herd, auf welchem ein Kessel kocht. Ringsherum kauern auf Filzteppichen und Schaffellen die Familienmitglieder. Die Jurten der reichen Kalkas sind oft sogar mit einer gewissen Eleganz eingerichtet und nicht unbehaglich. Sie haben mehrere Räume, einen Fußboden aus Holz, und die Wände sind mit Baumwoll- und Seidenstoffen behangen. Reinlichkeit vermißt man allerdings auch hier, und die Ventilation läßt viel zu wünschen übrig. Im Zelte hat jedes Ding seinen ganz bestimmten Platz, daher die Schnelligkeit, mit der die Zelte abgebrochen und wieder aufgebaut werden können. Geräte, Waffen und Vorräte hängen oder liegen an den Stangen und den Wänden. In einem Kirgisenzelt lagern unter der Zeltöffnung oder Tür die Männer, links davon die Weiber und Kinder und rechts die männlichen Diener.

Die in der Mongolei und Tibet ansässigen Stämme, welche das Nomadenleben aufgegeben haben, bauen schon viereckige Häuser aus Lehmziegeln mit kleinen höhlenartigen Wohnräumen in mehreren Stockwerken. Die Häuser haben flache Dächer. Am Tarim lebt die arme mongolische Bevölkerung in zeltartigen Schilfhütten.

Die Mehrzahl der Mongolen ist monogam, Polygamie kommt vor, ist aber selten, schon weil die Zahl der Weiber nicht groß ist. Die Eltern bestimmen ihrem Sohne eine Frau, oft schon vor der Zeit der Mannbarkeit, und ein Astrologe wählt einen günstigen Hochzeitstag aus, genau wie bei den Chinesen. Das Brautgeschenk ist in Wirklichkeit der Kaufpreis für die Braut, der Kalym der Kirgisen. Ein Brautraub wird nur noch zum Schein dargestellt, ähnlich wie bei den Turkmenen. Arme Mongolen müssen sich oft eine Frau wie Jakob erarbeiten. Die Verheirateten haben alle ihre eigene Jurte. Die Einkünfte sind an das Familienoberhaupt abzuliefern. Witwen gehen als Erbstück an den nächstältesten Verwandten ihres Mannes über und haben fast die Stellung einer Sklavin.

Das Mongolische gehört zum ural-altaischen Sprachstamm und ist verwandt mit den Türk-Dialekten, mit denen es in vielen Wurzeln übereinstimmt. Es enthält viele mandschurische, chinesische und tibetische Lehnworte. Die Dialekte der Kalkas, Burjäten und Ölot sind so voneinander verschieden, daß diese Stämme sich untereinander nicht verstehen. Die Mongolen nahmen in ältester Zeit die chinesische Schrift an. Im 12. Jahrhundert wurde eine neue Schrift eingeführt und in dieser wurden Übersetzungen der klassischen Schriften abgefaßt. Was für eine Art Schrift dies war, weiß man nicht, da keine Spur mehr davon erhalten ist. Zur Zeit ihrer Eroberungen nahmen die Mongolen das bekannte Alphabet der türkischen Uiguren an, welches auf dem syrischen Estrangelo-Alphabet basiert. Daraus hat sich das heutige Schriftsystem der Mongolen entwickelt. In dieser Schrift ist die jetzige mongolische Literatur geschrieben, die in Verordnungen, Wörterbüchern und namentlich in religiösen Werken besteht. Die Mon-

golen schreiben mit dem Pinsel auf Tafeln, die mit Sand oder Asche überpudert sind. Den Holzdruck haben sie von den Chinesen gelernt. Liturgische Schriften sind tibetanisch geschrieben, für die Mongolen die heilige Sprache, welche, obgleich die meisten sie nicht lesen können, vielleicht gerade deshalb hoch geehrt wird. In einigen Klöstern haben kalmückische Lamas für den Kandjur und Tandjur, zwei große Sammlungen der kanonischen buddhistischen Schriften in tibetanischer Übersetzung, zirka 50000 Francs bezahlt und die sibirischen Burjäten haben für den Kandjur allein 7000 Ochsen gegeben.

Tibet ist für die Mongolen das heilige Land, und Llassa die heilige Stadt, zu der sie wallfahrten. Der Dalai-Lama ist ihr geistiges Oberhaupt, denn sie bekennen sich zum Lamaismus, der bekannten Abart des Buddhismus. Neben dem Dalai-Lama. dem lamaistischen Papst, haben sie aber auch noch „lebende Buddhas" oder Hutuktus, die als Inkarnationen früherer Boddhisatwas, buddh. Heiliger, gelten. Der höchste Hutuktu residiert in Urga. Er steht ganz unter dem Einfluß der Lamas und übt über die Kalkas-Mongolen eine ungeheuere Macht aus. Durch ihn herrschen auch die Chinesen über die Mongolen. Dieser Fleisch gewordene Halbgott besitzt 150000 Sklaven und einen großartigen Palast in Urga. Seine Heiligkeit kommt fast der des Dalai-Lama gleich. Wenn ein lebender Buddha stirbt, so begibt sich eine Gesandtschaft von Priestern nach Tibet, wo sie ein Kind ausfindig machen, in welchem sich die Wiedergeburt vollzieht. Der neuerwählte Buddha muß aber vom Li-fan-yuan, dem Kolonialamt in Peking, bestätigt werden, und es wird ihm deshalb eine Vorschlagsliste eingereicht.

Die Hauptgottheiten der Mongolen sind wie die der

Tibeter indischen Ursprungs. Daneben haben sie auch einige einheimische, z. B. den Yamandaga, ein Scheusal, das feuerspeiend, mit einem Ziegen- oder Ochsenkopf, einer Krone aus Menschenschädeln und 20 Händen dargestellt wird, in denen es abgerissene Gliedmaßen hält. Yamandaga selbst wird dunkelblau bemalt, und seine Frau hellblau. Wahrscheinlich sind beide Nachbildungen des furchtbaren, indischen Gottes Civa und seiner schrecklichen Gattin Durga.

Die Mongolen sind sehr fromm und kasteien sich, um Vergebung der Sünden zu erlangen. Sie tun auch die seltsamsten Gelübde. Wenn sie z. B. gelobt haben, um eine Lamaserie herumzugehen und sich nach jedem Schritt der Länge nach zu Boden zu werfen, so führen sie es auch aus selbst im dicksten Staub und im tiefsten Schmutz. Tempel und Klöster erhalten reiche Spenden von den Gläubigen. Ein Drittel der ganzen Bevölkerung soll dem Priesterstand angehören. In manchen Familien bleibt nur ein Sohn im Laienstand, um die Familie fortpflanzen zu können. Viele Lamas leben in ihrer Familie weiter, da für alle die Klöster gar nicht ausreichen. Manche erwerben ihren Lebensunterhalt als Schamanen oder Beschwörer. Sie wenden Unglück von den Herden ab, machen Regen oder gutes Wetter, heilen Krankheiten oder verhexen die Leute. Dabei kommt die alte mongolische Naturreligion wieder zum Durchbruch. Man opfert sogar Tiere, was der Buddhismus streng verbietet, ja, es kommt vor, daß die Mongolen wie die Samojeden Puppen aus Holz oder Stoff verehren.

Die Totenbestattung richtet sich bis zu einem gewissen Grade nach der Stellung des Verstorbenen. Prinzen und Prinzessinnen werden nach chinesischem Ritus beerdigt.

Prälaten werden verbrannt, und ihre Asche wird in kleinen Pagoden, Stupas aufbewahrt. Die Leichen der ärmeren Lamas werden nach tibetanischer Sitte weggeworfen und von den Tieren gefressen. Die Hunde beschnuppern schon die Bettler und Kranken, welche ihnen anheimfallen, um sich zu vergewissern, ob das Ende noch nicht da ist. Von den Vögeln nehmen namentlich die Raben am Leichenschmaus teil und werden deshalb von den Chinesen ganz passend als „Mongolensärge", Ta-tse kuan-tsai, bezeichnet.

Den Mongolen verwandt sind die Türktataren oder Türkstämme, nomadische Steppenvölker mongolischer Rasse, welche aber mit anderen innerasiatischen Völkern stark vermischt sind, so daß ihr mongolischer Charakter stark dadurch verwischt worden ist. Sie leben jetzt hauptsächlich in Ili und Turkestan, zum Teil aber auch in der chinesischen Provinz Kansu, welche sich weit hinein in die Mongolei bis zu den Tien-schan-Ländern erstreckt.

Im Altertum hatten türkische Stämme den größten Teil der Mongolei und einen Teil Nordchinas inne. Mit den Hsiung-nu lebten die Chinesen in beständigen Kriegen, die nicht immer glücklich für sie ausfielen. Der Kaiser Tsin-Schih-huang-ti erbaute im dritten Jahrhundert v. Chr. zum Schutze gegen ihre Einfälle die Große Mauer. Später wurden die Hsiung-nu immer mehr nach Nordwesten zurückgedrängt. Man glaubt in ihnen die Vorfahren der Hunnen zu erkennen.

Heute bevölkern die Türkstämme ganz Zentralasien; man findet sie nicht nur in Chinesisch-Turkestan, sondern auch in Russisch-Turkestan und in Persien. Die Osmanischen Türken der europäischen Türkei sind ein Zweig der zentral-

asiatischen Türkvölker, welcher von Persien aus zuerst Kleinasien eroberte und dann dem byzantinischen Reich ein Ende machte.

Die Türktataren sind größer als die Mongolen, haben einen sehr viel stärkeren Bart, einen minder breiten Mund, weniger eingedrückte Nase, ein ovales Gesicht und mandelförmige Augen.

Für China kommen besonders die folgenden Stämme in Betracht:

1. Die Dunganen. Ihre Abstammung ist zweifelhaft. Man hat sie für Nachkommen der türkischen Uiguren, aber auch für entartete Chinesen gehalten. Sie selbst behaupten, daß sie von zurückgebliebenen Soldaten Tamerlans abstammten. Die Chinesen bezeichnen sie einfach als Schan-hui, d. h. Mohammedaner aus Schensi. Die Dunganen sprechen chinesisch und kleiden sich auch chinesisch, aber ihr Typus ist vom chinesischen verschieden, und sie bekennen sich zum Islam. Sie leben in der Dsungarei, in Schensi und Kansu. Bekannt ist der große Dunganenaufstand, welcher 1871/73 von den Chinesen unterdrückt wurde. Dabei kam ein großer Teil des nicht sehr zahlreichen Volkes um.

2. Die Tarantchi oder, wie sie sich selbst nennen, Sarten, wohnen nördlich von Chami und im Ili-Tal. Sie sind ein Mischvolk aus Persern, Arabern, Türken, die teils als Kaufleute, teils als Eroberer oder Flüchtlinge nach Turkestan gekommen sind. Ihre Sprache ist jetzt türkisch.

3. Den Tarantchi verwandt sind die Galtcha auf dem Pamirplateau und im Tale des Sarykol, eines linken Nebenflusses des Yarkand darya. Es sind schöne Männer von edlem Aussehen, gut gewachsen, offen und gerade, denen man ihre arische Abstammung wohl an-

sieht. Sie sind Feueranbeter, verehren die Sonne und sprechen einen persischen Dialekt. Ihre Zahl ist nur gering.

4. Die Ostturkestaner oder Kaschgarier, auch chinesische Tataren genannt, bewohnen, teils als Ackerbauer, teils als Nomaden die Oasen des Tarim-Beckens, die Städte Kaschgar, Yarkand, Khotan und andere. Man findet unter ihnen rein arische Typen, Männer mit regelmäßigen Gesichtszügen, weißer Haut, charakteristischen Nasen und stattlichen Bärten, die sich von Europäern nicht unterscheiden lassen. Daneben kommen aber auch wieder mongolische Typen vor. Ostturkestan ist, wie gesagt, ein Durchgangsland für Völkerschaften der verschiedensten Rassen gewesen, die sich dort miteinander vermischt haben. Im allgemeinen überwiegen im Südwesten die arischen, im Nordosten nach dem Tien-schan hin die mongolischen Typen. In den Kulturzentren der Ebene nennen sich die Einwohner nach ihrer Heimatstadt: Khotani, Yarkandi, Kashgari, Turfani und legen nicht so viel Gewicht auf die Rasse. Sie treiben Ackerbau und Gartenbau; Trauben, Granatäpfel, Pfirsiche und andere Früchte werden in den Oasen inmitten der Sandwüste gewonnen. Nur hier, wo genügend Wasser vorhanden ist und die Felder künstlich bewässert werden, ist die Bodenkultur möglich.

5. Im Gegensatz zu den Ackerbauern der Ebene, welche in Dörfern und großen Städten wohnen, leben die Kirgisen als Hirten im Gebirge und in der Steppe. Sie sind echte Türken, die in ihren Lebensgewohnheiten, von der Religion abgesehen, große Ähnlichkeit mit den Mongolen haben. Die Kirgisen von Kuldja haben von den Chinesen den Baumwollenbau gelernt. Alle Kirgisen sind exogam, d. h. sie heiraten nur Frauen aus anderen Gemeinden als ihre eigene und holen deshalb ihre Braut

oft von sehr weit her. Die Kirgisinnen verzieren ihre Zöpfe mit Perlen, Muscheln und kupfernen Knöpfen. Die Enden der Zöpfe müssen über den Gürtel herabhängen. Sie werden daher durch angebundene Pferdehaare verlängert und unten wird ein Schlüssel angehängt. Ihre kleinen Kinder wickeln sie in das weiche Winterhaar der Kamele. Wenn die Mutter zu Pferde steigt, so nimmt sie ihr Kind in einem Körbchen mit, das an einem Stocke getragen und vor die Reiterin aufs Pferd gesetzt wird.

Am Lobnor leben auch die Türkstämme als Fischer in ärmlichen Fischerdörfern. Sie haben die eigentümliche Sitte, ihre Toten in einen Kahn zu legen, dem ein anderer übergestülpt wird. Außerdem geben sie dem Toten, um in der anderen Welt sein Gewerbe fortsetzen zu können, ein halbes Netz mit. Die andere Hälfte behalten die Verwandten zum Andenken.

Die Tracht der Türktataren ist der der Mongolen ähnlich. Allgemein wird in Zentralasien der Chalat, ein langes, kaftanartiges Gewand getragen und dazu eine kegelförmige Schafpelzmütze. Dagegen haben die Türken keinen Zopf wie die Mongolen, sondern sie tragen den Kopf glatt rasiert und als Kopfbedeckung, in den Städten wenigstens, das Abzeichen des gläubigen Moslem, den Turban. An der Farbe des Turbans erkennt man ebenso wie in anderen mohammedanischen Ländern die Stellung, welche der Betreffende in der Gemeinde der Gläubigen einnimmt. Der Emir und der vom Propheten abstammende Schriftkundige, der Khodja, tragen einen grünen Turban, der Hadji, welcher die Wallfahrt nach Mekka gemacht hat, einen weißen. Die Verschleierung der Frauen, welche der Islam fordert, ist in Turkestan nicht allgemein. Man benutzt dort vorzugsweise grobe Roßhaarschleier. Die Poly-

gamie wird, wie bekannt, von der mohammedanischen Religion gestattet. Die Stellung der Frau bei den türkischen Nomaden, wie den Kirgisen und Karakirgisen, ist infolge des Nomadenlebens eine viel freiere als bei den Bewohnern der Städte. Sie sind nicht streng von den Männern abgesondert.

Die Häuser in Turkestan sowohl wie in der Dsungarei sind in türkischem Stil gebaut, aber meist sehr ärmlich nur aus gestampfter Erde, ohne Kalk und ohne jeden Schmuck. Die Dächer sind flach. Bei den Moscheen kommt aber auch die chinesische Bauart zur Geltung. Sowohl die Jumma-Moschee der Tarantschi, als auch die Moschee der Dunganen außerhalb Kuldja haben geschweifte chinesische Dächer.

Die Industrie muß in Turkestan gegen früher zurückgegangen sein. Man fabriziert dort Seide, Baumwollen- und Wollenstoffe, namentlich Teppiche, die sich eines guten Rufes erfreuen, auch gutes Schuhwerk und Pferdegeschirr. Der Haupthandel geht nach Ferghana = Russisch-Turkestan, viel geringer ist der Handel mit Kaschmir und Indien. Die Wege von Kaschgar nach Andidjan in Ferghana sind viel gangbarer als die von Yarkand in das Industal, wobei Gebirgsketten bis zu 5000 Meter hoch überschritten werden müssen. Auch sind die Beziehungen zu den Bewohnern von Russisch-Turkestan, welche die chinesischen Türken als ihre Brüder betrachten, die dieselbe Religion haben und dieselbe Sprache reden, viel inniger als zu den Hindus und Tibetanern, die man als unrein verachtet. Kaschmir-Leute sind in Turkestan ziemlich zahlreich, Hindus leben nur in den Bazaren der großen Städte, Tibetaner aus Baltistan bauen bei Yarkand Tabak und Melonen.

In ganz Turkestan spricht man denselben Türk-Dialekt, der nur wenig von dem im russischen Taschkent gesprochenen abweicht, so daß sich russische Einwanderer schon nach kurzer Zeit verständigen können. Eine eigene Literatur hat dieser Dialekt nicht hervorgebracht und Bücher sind nur selten. Das çagataische Türkisch, wie man diese Sprache im Gegensatz zum osmanischen nennt, steht dem Alttürkischen, welches wir aus den in den letzten Jahren in der Mongolei und in Turkestan aufgefundenen Inschriften kennen, näher als das Osmanische. Die Grammatik ist rein türkisch und bildet durch ihre fast absolute Regelmäßigkeit gegen die indogermanischen Sprachen, bei denen die Ausnahmen so oft die Regeln überwuchern, einen erfreulichen Gegensatz. Der Wortschatz wird dagegen zum größten Teil aus arabischen und persischen Lehnwörtern gebildet.

Die Bewohner von Turkestan sind fanatische Mohammedaner. In den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts versuchten sie unter Yakub Beg die Fremden mit Gewalt zu bekehren. Sie hassen die römisch- und griechisch-katholischen Christen, weil sie entgegen den Vorschriften des Islam Statuen in ihren Kirchen haben, dagegen halten sie die Protestanten, welche ihre Kirchen nicht mit Bildsäulen schmücken, für Mohammedaner niedriger Ordnung, die nicht alle Riten erfüllen, aber doch noch dem Islam angehören. Der Mohammedanismus hat tief in das Leben der Türkvölker eingegriffen. Wann er in China eingeführt ist, ist nicht ganz sicher. Nach einer Tradition wäre schon im siebenten Jahrhundert Ibn Hamsa, ein Verwandter des Propheten, mit 3000 Glaubensgenossen in China eingewandert und hätte sich in Hsi-an-fu (Schensi) angesiedelt. Er wurde gut aufgenommen und durfte seine

Religion frei ausüben, Kirchen und Schulen bauen. Etwa zu derselben Zeit, während diese Einwanderung auf dem Landwege über Turkestan erfolgte, sollen auch Mohammedaner nach Yünnan gekommen sein, vielleicht von Kanton aus. Damals bestand nämlich ein reger Seehandel mit den Arabern, deren Schiffe nach Hangtschou und Kanton fuhren.

Die Hauptzentren des Islam in China sind jetzt die chinesischen Provinzen Schensi, Kansu und Yünnan, Turkestan und Ili. Kleinere Gemeinden kommen im ganzen Reiche vor, so leben in Peking viele tausend Mohammedaner. Äußerlich unterscheiden sie sich nicht von anderen Chinesen. Die Gesamtzahl aller Mohammedaner im chinesischen Reiche wird auf etwa 20 Millionen geschätzt. Nur die Mullahs lernen, oft unter großen Schwierigkeiten arabisch und verstehen den Koran chinesisch zu erklären. Es besteht eine chinesisch-islamische Literatur, die sich allerdings mit der chinesisch-buddhistischen an Reichhaltigkeit nicht messen kann. Darin ist sogar der Versuch unternommen, den Islam mit dem Konfuzianismus und der chinesischen Philosophie in Einklang zu bringen.

Der chinesische Islam ist nicht der Islam in seiner reinen, ursprünglichen Form, sondern mit vielen Legenden und Mythen ausgeschmückt, wie solche sich um alle Religionen zu ranken pflegen. Wir fanden dasselbe schon beim chinesischen Buddhismus, der mit der reinen Buddhalehre nicht mehr viel Ähnlichkeit hat.

Wenn Sie es mir gestatten, werde ich Ihnen eine kleine Probe aus einer Handschrift der Königl. Bibliothek geben, welche mein Kollege, Herr Professor Hartmann, in Kaschgar erworben hat. Dieses Traktat ist insofern sehr merkwürdig, als es in chinesischer Umgangssprache, aber in arabischer Schrift

abgefaßt und mit zahlreichen arabischen und persischen Worten durchsetzt ist.

Im Koran lesen wir, daß Mohammed bei seiner Rückkehr von der Himmelfahrt, die er im zwölften Jahre seiner Mission machte, auch die Hölle besuchte. Weitere Einzelheiten über die Hölle werden nicht berichtet. Aus unserer Handschrift erfahren wir nun, wie es in der Hölle aussah.

Im Buch Riyad al-mudhkarin heißt es: Der Prophet hat gesagt: „Als ich von der Himmelfahrt kam, blickte ich auf den Himmel, und ich sah einen Rauch so schwarz, wie ich ihn noch niemals ähnlich erblickt hatte."

Darauf fragte ich Gabriel: Ehrenwerter Bruder, was ist dies für Rauch, so schwarz und so schrecklich? — Jener antwortete: „O Mohammed, dieser Rauch ist einer, der aus dem Rauchfang der Gehenna-Hölle kommt."

Der Prophet sagte: „Gabriel, laß mich die Hölle sehen. Sobald ich sie erblicke, will ich meinem, darin brennenden, sündigen Volke sagen, daß sie in Zukunft nicht wieder Unrecht tun dürfen."

Gabriel antwortete: „Mohammed, du kannst die Hölle nicht sehen. Ich will dir sorgfältig die Sache erklären. Wenn Gott der Erhabene deinen edlen Körper dem Höllenfeuer aussetzen wollte, wäre es unrecht. Gott der Höchste hat das Höllenfeuer im Zorn erschaffen! Er hat die Hölle 1000 Jahre brennen lassen, bis sie rot war, und dann noch einmal 1000 Jahre, bis sie schwarz wurde."

Darauf kam es von oben herab: „Gabriel, öffne meinem Geliebten das Tor der Hölle und laß ihn schauen!"

Als unser Prophet hinsah, da saßen in der Hölle mehrere Zehntausend in einem Feuermeer. Von unten

empor schlugen die Wellen. Jede Welle war so, als ob sie sicher den siebenstöckigen Himmel der Erde in die Hölle herabreißen würde, und der Untergang drohte.

„Dann sah ich ferner noch eine Menge kochender Feuertöpfe — so erzählt der Prophet — und darin kochten Feuerfrüchte. Man nannte sie Zaqqumi-Früchte. Ich sah auch eine Art Mühle. Die Leute warfen die Sünder auf jene Mühle, so wie man auf Erden Weizenmehl mahlt. Ferner: einen brennenden Feuerhund und einen Feuerkranich so groß wie einen Ochsen und einen brennenden Feuerskorpion so groß wie ein Kamel."

„Ich sah als Feuerwächter Engel auf einem Feuerturm mit zornigen Mienen sitzen, den Kopf gesenkt und schweigsam. Ihre beiden Augenbrauen waren wie Feuerberge und ihre beiden Augen wie ein Feuermeer. In beiden Händen hielten sie einen Feuerkürbiß, den die Menschen in alter und neuer Zeit nicht würden haben regieren können."

„Der himmlische Genius pries den Herrn und sprach dieses Lobgebet: „Gelobt sei er, der kein Fehl hat. Er ist der gewaltige König. Gelobt sei er, der sich an seinen Feinden rächt."

„Während der himmlische Genius, Malik, beim Beten den Mund öffnete, kam Feuer daraus hervor, und Rauch entströmte seiner Nase."

„Ich sah auch noch einige andere Genien, welche Feuerkürbisse in den Händen hielten, ohne daß das Feuer sie verbrannt hätte. Da ergriff mich Entsetzen. Ich wich zurück und wollte nach Hause gehen. Es war, als ob meine Kraft die Seele verlassen und mein Leben sich vom Körper getrennt hätte. Ohne den Schutz Gottes und seine Hilfe wäre ich in dem Augenblick gestorben."

Hierauf entbot Gabriel dem Genius seinen Gruß und sagte: „Malik, dies ist Mohammed, das Heil beider Welten und der Freund aller Wesen. Weshalb berührst du nicht das Haupt und sprichst kein Salâm?"

Darauf grüßte Malik und sagte: „Mohammed, ich werde getreu und wahrheitsgemäß dir Meldung machen. Daß Gott der Erhabene deinen erlauchten Körper dem Höllenfeuer aussetzte, wäre nicht zulässig. Eine Möglichkeit war, daß du bei deiner Rückkehr von der Himmelfahrt zu deinem sündigen Volk sprächest und sie hießest, keine Sünden mehr zu begehen. Ihr Leib ist schwach, und sie können die Höllenstrafen nicht ertragen."

Darauf fragte der Prophet Malik: „Was für Menschen sind es, die in diese Hölle kommen?"

Malik, der himmlische Genius, antwortete: „Unter deinem Volke diejenigen, welche nicht beten, welche Wein trinken, welche Wucher treiben, sehr niedrige und sehr vornehme Männer, solche, die keine Almosen geben, die Zank und Streit stiften. Nur der beste Mensch kann jenen Erlösung bringen."

Als der Prophet dieses hörte, da durchglühte sein heiliges Mitleid vom Innern aus sein Herz, und seine beiden Augen vergossen Tränen. Er sprach ein Gebet zu Gott, er möge sich erbarmen und sein ganzes Volk erretten. Er nahm sein heiliges Gewand und seine heilige Mütze, und der Glanz seines Turbans war so außerordentlich, daß Gabriel vom Kopf bis zu den Füßen erbebte. An dem Tor der Hölle angekommen, betete er:

„Allah, verzeihe und erbarme dich meines Volkes! Allah, erbarme dich des Volkes! O Gott und Schöpfer, verzeihe meinem Volke! Du selbst nennst es mein Volk. Obgleich schwere Sünden auf ihm ruhen, die den ganzen

Himmel und die Erde ausfüllen, so ist es trotz alledem mein Volk, deine Knechte. Wenn sie beten, es gibt keinen Gott außer Allah und Mohammed ist sein Prophet, so erkennen sie doch deine Einzigkeit an und wissen von meinem Prophetentum."

Darauf kam eine Stimme herab: „Mohammed, hebe dein Haupt vom Boden. Morgen bei der Auferstehung werden dein Vater Abdallah und deine Mutter Aminah keine Rettung aus dieser Hölle erlangen können. Überlege dir zunächst. Wenn ich, dein Gott, deinem Volke verzeihe, so kann ich nicht deinen beiden Eltern verzeihen, und wenn ich deinen beiden Eltern verzeihe ....

Hier bricht das M. S. ab. Wir können uns aber den Schluß denken. Mohammed wird wohl für sein Volk bitten und Gott wird, gerührt durch diesen Edelmut, dann auch Mohammeds Eltern aus der Hölle erretten. Bei der Beschreibung der Hölle haben unzweifelhaft Entlehnungen vom Buddhismus stattgefunden, den die Moslems sonst so sehr verachten. In den bildlichen Darstellungen der buddhistischen Hölle, welche man in vielen chinesischen Tempeln findet, ist ein armer Sünder, der auf einer Mühle gemahlen wird, so daß nur noch die Beine hervorsehen, eine ganz bekannte Figur.

Konnten wir bei den Türkvölkern eine starke Vermischung und eine kulturelle Beeinflussung durch Perser und Araber konstatieren, so haben wir bei den Tibetanern ein Mischvolk aus Mongolen und Indern vor uns, wenigstens ist das die Ansicht des berühmten Reisenden Prjewalsky. Die Tibetaner sind ein Halbkulturvolk. Es hat seine Zivilisation von China und seine Religion, den Buddhismus, der sich hier üppig entfaltet hat, aus Indien.

Den Mongolen sind die Tibeter in der Kultur überlegen, hinter den Chinesen stehen sie zurück.

An Gestalt sind die Tibetaner etwas kleiner als die Chinesen, aber breitschulterig. Sie haben feine Füße und Hände wie die Hindus. Die Stirn ist breit und flach, die Nase gerade, die Lippen sind dick und das Kinn vorspringend. Auch die Bewohner der Brahmaputra und Industäler, z. B. die Volksstämme in den Grenzstaaten Nepal, Bhutan und Sikkim sind Tibeter, allerdings noch mehr von indischer Kultur beeinflußt als die Bewohner des eigentlichen Tibet. Desgleichen leben in Kaschmir zahlreiche Tibetaner und Mischlinge. Ebenso finden sich Tibetaner in den chinesischen Grenzprovinzen, in den Engtälern des oberen Yangtse, zwischen den hohen Schneeketten von West-Ssetschuan und Nord-Yünnan. Als Mischlinge von Tibetanern, Mongolen und Türken gelten die chinesierten Dalden in der Provinz Kansu, welche chinesische Sprache und Tracht angenommen haben.

Außer den chinesischen Kolonisten leben in den tibetischen Städten auch Bhutan- und Nepal-Leute, die sich hauptsächlich mit der Bearbeitung von Metallen und Edelsteinen beschäftigen. Sie haben ihre besonderen Quartiere und besondere Gebräuche, sind aber auch Buddhisten. Selbst den Mohammedanern ist das Wohnen in Lassa gestattet. Man nennt sie dort Katchi und erkennt sie leicht an ihren hohen Turbanen und langen Bärten. Sie handeln mit Waffen und Metallen und stehen unter einem eigenen Gouverneur, der vom Dalai-Lama anerkannt wird.

Die Tibeter in Nordtibet, das fast menschenleer, leben als Nomaden, in Südtibet sind sie seßhaft. Von dem Charakter der Nomaden entwirft Prjewalsky ein sehr ungünstiges Bild. Sie sollen finster, heuchlerisch, spitzbübisch, geld-

gierig sein, überhaupt alle schlechten Eigenschaften in hohem Maße besitzen. Die seßhaften Tibeter werden dagegen als ein sehr gut veranlagtes, mildes und sanftes Volk geschildert, als offen, freundlich, heiter, anständig in der Gesinnung, genügsam und arbeitsam. Nur fehlt es ihnen an Energie und Entschlossenheit. Sie sind überaus bigott, folgen blind den Weisungen ihrer Lamas und lassen sich von den chinesischen Residenten gängeln. In ältester Zeit wurde Tibet von einheimischen Fürsten regiert. Einer derselben gründete 638 n. Chr. Lassa. Die chinesische Oberherrschaft datiert aus der Tang-Zeit, 7.—10. Jahrhundert, während welcher die Chinesen zuerst in Tibet eindrangen, wurde aber häufig unterbrochen, indem einzelne Fürsten ihre Selbständigkeit wiedererlangten. Zuletzt wurde sie durch den Kaiser Kien-lung der jetzigen Dynastie neu befestigt. Die Verwaltung des Landes wird jetzt vom Dalai-Lama in Lassa und vom Teschu-Lama in Schigatse mit ihren Geistlichen unter Mitwirkung der chinesischen Residenten ausgeübt.

Die Tibeter kleiden sich in Wolle und Pelze, in welche sie im Winter so vermummt sind, daß sie wie Pelztiere aussehen. Die Tracht der Männer und Frauen unterscheidet sich nicht viel. Die Winterkleidung wird vervollständigt durch plumpe Pelzstiefel oder durch solche aus grobem Wollgewebe mit Ledersohlen, die sehr warm halten. Statt der Hosen trägt man Schenkelstücke aus Schaffellen. Dazu kommen für beide Geschlechter Mützen aus Schaf- und Fuchsfell oder Kopfbinden aus rotem Tuch. Männer haben auch wohl chinesische Kappen mit Ohrklappen für den Winter. Hohe Würdenträger hüllen sich nach chinesischer Sitte in reiche Zobelpelze, die mit Leopardenfell verbrämt sind.

Die Männer haben den chinesischen Zopf, die Nordtibetaner pflegen aber mehrere Zöpfe zusammengebunden zu tragen. Große Sorgfalt verwenden die Tibetanerinnen auf ihre Haartracht. Junge Mädchen tragen das Haar gewöhnlich in drei Flechten, verheiratete Frauen in zwei oder in unzähligen kleinen, die zusammengeflochten wie ein Mantel über den Rücken herabfallen. Darin hängt ein ganzer Juwelierladen: Ringe, Perlen, Korallen, Türkise und andere Edelsteine, die in Tibet gefunden werden. Die Frauen der Dalden, eines tibetischen Stammes in Kansu haben noch ihre Nationaltracht bewahrt, während ihre Männer schon chinesisch gekleidet sind. Sie haben einen hörnerartigen Kopfputz, von dem ein breites Tuch schwer über den Nacken herabhängt. Manche Tibetanerinnen tragen auch hohe Samtkappen, andere wieder ein kolossales Geflecht aus Haaren vom Yak-Ochsen oder kleine silberne Schalen im Haar.

Die Nahrung der Tibeter ist der der Mongolen ähnlich. Auch die Tibeter machen sich aus Ziegeltee, der mehrere Stunden kochen muß, nebst Butter und Salz eine Suppe. Dieser kann auch noch geröstetes Gerstenmehl hinzugefügt werden und aus dem Gemisch werden dann Klöße geknetet. Eine andere Suppe wird aus Mehl, Milch, Käse und Butter bereitet. Beliebt ist auch gekochte und gesäuerte Milch, Taryk genannt. An Fleisch wird namentlich Hammelfleich, und Yak-Fleisch genossen, obgleich der Buddhismus das Töten von Tieren verbietet. Die Schlächter sind aber verachtet und müssen abseits wohnen. Tibet eigentümlich ist das sog. „Fleisch-Brot". Die Luft ist so trocken, daß Hammelfleisch, der Luft ausgesetzt, vollkommen austrocknet und dann wie Brot zerrieben werden kann. Diese Trockenheit der Luft zeigt sich

auch noch daran, daß Bäume und Blätter oft vollkommen verdorren und alles Holz bricht, weswegen das Holzwerk der Häuser mit Baumwolle umkleidet wird. Das getrocknete Fleisch läßt sich jahrelang aufbewahren und ist ein gewöhnliches Nahrungsmittel. Im Winter enthäutet man das ganze Tier, weidet es aus und läßt es steif frieren. In diesem gefrorenen Zustande wird es dann gegessen, ohne weiter gekocht zu werden. Auch Salz wird nicht dabei benutzt. Sehr lecker sind die Tibeter nicht. Ihre Butter ist meistens ranzig, da man frische Butter immer wieder zu alten Resten tut. Europäische Reisende haben beobachtet, wie ihre tibetischen Begleiter eine Handvoll ranziger Butterkugeln aus ihrer Felltasche nahmen und sie mitsamt der daran haftenden Haare in den dampfenden Tee warfen.

Da das Holz in Tibet sehr teuer ist, so wird es wenig zum Bauen benutzt. Die Häuser sind in der Regel aus Stein, bei den ärmeren Leuten aus unbehauenen Steinen, die ohne Mörtel aufeinandergelegt werden, und haben zwei Stockwerke. Sie sehen etwa wie Ziegelöfen aus. Die Fenster sind sehr schmal, die Dächer flach. Sie werden durch Fähnchen, Papierstreifen und Zweige gegen böse Geister geschützt. Auch der Fußboden ist aus Stein und das Mobiliar besteht nur aus Matten und Kissen. Sehr imposante Bauten sind die tibetanischen Tempel und Klöster, die zu den hervorragendsten Bauwerken Zentralasiens gehören. Da sie vielfach auf Bergen liegen und gewaltige Steinmauern mit ganz kleinen Fenstern haben, so machen sie etwas den Eindruck von Festungen und Burgen. Berühmt ist das Kloster des Dalai-Lama auf dem Putala-Hügel, westlich von Lassa. Das Hauptgebäude ist fast 400 Fuß hoch. Man steigt auf Treppen, die zum

Teil in Felsen gehauen sind, und auf Leitern bis zu der oberen Plattform empor. Sehr großartig ist auch der Palast des Teschu-Lama, des zweiten geistlichen Würdenträgers Tibets in Teschu Lumbo bei Schigatse. Er ist aus schwarzen Ziegeln und hat ein Dach aus vergoldetem Kupfer. Die Häuser erheben sich an den Bergen eins über dem andern und geben mit den Tempeln zusammen, deren Mauern bunt bemalt und mit vergoldeten Ornamenten verziert sind, der Stadt ein farbenprächtiges Aussehen.

Die Sprache der Tibetaner ist ursprünglich monosyllabisch wie das Chinesische, aber nur die Schriftsprache hat diesen Charakter noch bewahrt. Die Volkssprache ist schon fast polysyllabisch geworden und wendet Partikel für Deklination und Konjugation an. Die tibetische Schrift ist alphabetisch und wird nicht wie das Chinesische, Mongolische und Mandschurische von oben nach unten, sondern genau wie unsere Schrift von links nach rechts gelesen. Sie ist der indischen Sanskritschrift, dem Devanagari, nachgebildet. Es sind aber viel mehr Konsonanten vorhanden als im Sanskrit, und es kommen Konsonantenhäufungen vor wie mkas-grub, sbod-nams, rgya-mtso, denen die slawischen Sprachen kaum Ähnliches an die Seite zu stellen haben. Allerdings werden viele der geschriebenen Konsonanten nur noch ganz undeutlich gesprochen, oder ganz verschluckt. Die tibetanische Literatur ist fast ganz theologisch und besteht zum größten Teil aus Übersetzungen aus dem Sanskrit. Die beiden großen Sammlungen der kanonischen Schriften: Kandjur und Tandjur haben wir bereits kennen gelernt. Werke anderen Genres, Dichtungen und Romane sind wahrscheinlich von China eingeführt.

Der Stamm der Amdoaner an der Grenze von Tibet

und Kansu spricht sowohl Tibetisch als Chinesisch. Aus ihm gehen die meisten Professoren und höheren Beamten hervor.

Das Lesen ist in Tibet sehr verbreitet, selbst die Frauen können es meist. Die Bücher sind so billig, daß sie sich in den ärmsten Häusern finden. Man hat sie aber oft nur wegen der magischen Kraft, die man bestimmten theologischen Werken zuschreibt.

In keinem Lande der Welt hat die Hierarchie solche Macht, gibt es prozentual so viel Geistliche und beugen sich die Laien so vollständig unter das Joch der Kirche wie in Tibet. Es ist der größte Kirchenstaat der Welt. In China bedeutet die Geistlichkeit gar nichts, in Tibet alles. Die herrschende Religion, der Lamaismus, ist eine Abart des Buddhismus, wie dieser von dem Reformator Tsong-kaba, der im Jahre 1417 n. Chr. geboren wurde, umgestaltet worden ist. Seine Anhänger, jetzt die Majorität sind die „Gelb-Mützen", Geluk-pa, so genannt von ihrer gelben Tracht und entsprechenden Kopfbedeckung. Die alte Richtung wird vertreten durch die „Rot--Mützen", Duk-pa, in roter Robe. Diese halten das Zölibat nicht. Für die meisten Tibetaner ist die Religion nur Magie, welche die üblen Einflüsse böser Geister verscheucht. Es gibt aber auch tiefer angelegte Naturen, welche alles Materielle abzutöten versuchen, um eine Wiedergeburt in dieser Welt des Elends zu vermeiden und eins zu werden mit der Gottheit durchs Eingehen in das Nirwana. Die ganze Religion des Durchschnittstibetaners konzentriert sich in die mystische Gebetsformel: Om mani padmi hûm. Sie enthält die höchste Weisheit und tut die außerordentlichsten Wirkungen. Daher ist sie das ständige Gebet aller Tibeter. Männer, Frauen und Kinder wiederholen diese Worte un-

ausgesetzt. Man findet sie überall angebracht auf den Rollen der Gebetmühlen, auf Fahnen, Felsen, Bäumen, an Wänden, Steindenkmälern, auf Haushaltsgegenständen, Schädeln und Skeletten und in Goldbuchstaben auf den weißen oder rosa Seidenschals, die man als Geschenke übersendet. Die Worte der mystischen Formel sind einfach Sanskrit und bedeuten wörtlich übersetzt: „Sei gegrüßt, Edelstein Lotus, Amen!“ Wahrscheinlich ist es eine Anrufung des Bodhisatva Avalokiteçvara, welcher aus einer Lotosblume hervorgewachsen sein soll und daher meist auf dieser sitzend dargestellt wird.

Die bekannten Gebetmühlen, welche übrigens auch in anderen buddhistischen Gegenden außerhalb Tibets vorkommen, sind ein typisches Beispiel für den Formalismus, in welchen eine Religion ausarten kann. Statt sich selbst damit abzuquälen, bestimmte Gebete immer und immer zu wiederholen, schreibt man sie auf Rollen und dreht sie in der Gebetmühle ab. Das Mechanische und Geistlose solcher Betübungen kann nicht besser praktisch vor Augen geführt werden. Ja, man braucht sich nicht einmal mit dem Drehen abzumühen, sondern kann die Zylinder auch durch Wind oder Wasser treiben lassen. Der erfinderische Geist der Tibeter hat es also bis zu Gebet-Windmühlen und zu Gebet-Wassermühlen gebracht. Vielleicht kommt die fremde Industrie ihnen noch zur Hilfe und versorgt sie mit elektrischen Gebet-Motoren.

Ähnliche Dienste wie die Gebetmühlen leisten die Gebetfähnchen, welche mit der Gebetsformel bedruckt, an hohen Fahnenstangen auf Anhöhen oder vor den Tempeleingängen im Winde flattern.

Der buddhistische Kultus und der lamaistische insbesondere ist dem der katholischen Kirche merkwürdig

ähnlich, so sehr, daß katholische Missionare ihn für das Werk des Teufels erklärt haben, der aus Bosheit den Christengott hat äffen wollen. Wahrscheinlich liegt die Sache so, daß beide Kulte aus derselben Quelle geschöpft haben, und daß sie nur altasiatische Gebräuche fortsetzen. Die Lamas werden ordiniert wie die katholischen Geistlichen, erhalten die Tonsur und tragen lange, faltenreiche Gewänder mit Goldstickerei. Sie fasten, kasteien sich, beten zu den Heiligen, unternehmen Pilgerfahrten zu den Reliquien. Ein Zahn, ein Haar, ein Nagel, ein Knochen Buddhas oder seine Fußspur, über ein Meter lang und mit Gold ausgelegt, werden als solche verehrt. Während des Gottesdienstes sind die Priester mit dem Chorrock oder dem Meßgewand angetan. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mitra, die wie der Helm der französischen chevauxlegers aussieht, und in der Hand ein Kreuz. Sie knien nieder und singen ihre Litaneien in einer dem Volke fremden Sprache, dem Sanskrit. Der Klang ihrer Gesänge erinnert auffallend an die der katholischen Priester. Sie nehmen den Gläubigen die Beichte ab, sammeln Gaben für das Seelenheil der Verstorbenen, veranstalten Prozessionen, spenden Segen und beschwören die bösen Geister. Chorknaben sprengen Weihwasser und schwingen Weihrauchgefäße, die an fünf Ketten hängen. Im Tempel befindet sich ein Altar vor der vergoldeten Buddhastatue, es sind Kandelaber und ein Reliquienschrein vorhanden, und die einzelnen religiösen Handlungen werden durch Glockensignale geregelt. Die Laien beten ihre Rosenkränze ab, ganz wie in katholischen Ländern.

Die aus Holz oder Bronze verfertigten, vergoldeten Buddhastatuen sind genau nach indischen Vorbildern ge-

arbeitet. Nur bei den Gottheiten geringeren Ranges gestatten sich die Tibetaner größere Freiheiten. Es besteht eine große Industrie von Kultgegenständen jeder Art, womit Tibet auch die Mongolei und China versorgt. Was die sonstige Industrie der Tibeter anbetrifft, so geben sie sich besonders mit der Herstellung von Garn, Tuchen, Papier und mit der Zubereitung von Moschus, Wolle, Ziegenhaar und Metallen ab. Auch sind sie vorzügliche Steinschnitzer und gute Gold- und Silberarbeiter, worin wohl die Inder ihre Lehrmeister gewesen sind. Ganz eigenartig ist die Butterskulptur, die für das große Butterfest im Winter ausgeübt wird. Aus hart gekneteter Butter formen die Modelleure Statuen und Reliefs bis zu 20 Fuß Höhe, Szenen aus Buddhas Leben, Legenden, Tempel, Blumen und Tiere darstellend, die dann noch bemalt werden. Die Ausführung soll künstlerisch vollendet sein. Die Modelleure arbeiten viele Monate daran. Diese Butterskulpturen, zu deren Besichtigung das Volk zusammenströmt, werden noch durch Hunderte von Lampen erleuchtet. Nach einiger Zeit beginnt infolge der Hitze das Fett den Gottheiten von den Fingern und der Nase herabzutröpfeln, und bald sind nur noch formlose Massen übrig. Diese werden dann fortgeworfen und dienen den Tieren zur Nahrung.

Vor der Einführung des Buddhismus herrschte in Tibet die alte Religion der Bon-pa, von der sich noch Spuren im Südosten des Landes, im Gebiet des alten Königreichs Pomi westlich vom Saluen finden. Sie glaubten an eine männliche und an eine weibliche Gottheit, von denen alle Götter, Genien und Menschen abstammten.

Die tibetanischen Sitten erscheinen uns zum Teil recht eigenartig. Daß beim Grüßen der im Range tiefer stehende die Mütze abnimmt, was sonst kein Orientale

tut, heimelt uns an. Dasselbe läßt sich aber von der anderen Form des Grußes nicht behaupten. Sie besteht darin, daß zwei Personen, welche sich begegnen, sich gegenseitig die Zunge ausstrecken und dabei am rechten Ohr kratzen.

Tibet ist eins der wenigen Länder, in welchen noch die Polyandrie, die Vielmännerei herrscht. Man hat diese Sitte mit der Armut des Landes erklären wollen. Das chinesische geographische Werk Weitsang tu schi sagt: „In Tibet sind die Weiber stärker als die schwachen Männer, deshalb nehmen oft drei bis vier Brüder eine einzige Frau.“ Von mehreren Brüdern wählt der älteste eine Frau, die dann ihm und seinen Brüdern gemeinsam gehört. Durch die Anzahl der Points in ihrer Mütze zeigt die Frau oft die Zahl ihrer Männer an. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein jüngerer Bruder später aus der Hausgemeinschaft austritt und sich eine andere Frau nimmt. Rémusat erwähnt einen tibetischen Roman, der die Liebe der Heldin Trihartícha zu vier Geliebten schildert, die alle ihre glücklichen Gatten werden. Das Zusammenleben gestaltet sich meist ganz friedlich. Die Tibetanerinnen sind gute Wirtschafterinnen, die meist auch eine gewisse Bildung besitzen, indem sie lesen, schreiben und rechnen können und das Familiengut zusammenhalten. Streitigkeiten kommen eigentlich nur wegen der Zugehörigkeit der Kinder vor. Der Vater wird durch die Ähnlichkeit, die Erklärung der Mutter oder durch ein Machtwort der Großmutter bestimmt. Meist bleibt die Frage unentschieden. Dann nennen die Kinder den älteren Mann ihrer Mutter ihren Vater oder älteren Vater und die jüngeren Onkel oder jüngere Väter.

Sehr mannigfach sind die Bestattungsarten der

Tibeter. Dem Toten wird zunächst der Kopf rasiert, um das Entweichen der Seele zu erleichtern. Der Priester entscheidet dann, ob der Leichnam begraben, verbrannt, in den Fluß geworfen oder von Tieren gefressen werden soll. Die Armen werfen ihre Leichen meistens in die Flüsse. Die Reichen hängen sie an den Bäumen auf, lassen das Fleisch von den Raubvögeln abfressen und werfen dann die Knochen in die Flüsse. Um den Vögeln die Arbeit zu erleichtern, werden auch wohl die Leichname zerhackt, und man zerstampft die Knochen und trägt die Reste auf Bergeshöhen. Diese Bestattungsart erinnert an die der Parsis in Bombay, welche dort auf den berühmten „Türmen des Schweigens" ihre Leichen von Geiern fressen lassen. Lamas werden in der Stellung Buddhas mit untergeschlagenen Beinen auf einen Scheiterhaufen gesetzt und in dieser Stellung verbrannt. Ihre Asche wird in Urnen gesammelt. Man kann nicht sagen, daß die Tibeter etwa lieblos und gleichgültig gegen ihre Toten wären und deshalb an der nach unserer Auffassung schauderhaften Behandlung der Toten keinen Anstoß nähmen. Im Gegenteil, sie veranstalten große Totenfeste mit Gesang und Illuminationen. Aber sie haben eine merkwürdige Vorliebe für das Grausige des Todes. Daher auch die vielfache Verwendung von Menschenknochen für Kultzwecke. Aus Knöcheln machen sie Rosenkränze, aus Arm- und Beinknochen Trompeten. In den Klöstern findet man bisweilen reichvergoldete Schädel, die als Opferschalen dienen. Asketen benutzen sie sogar als Trinkschalen. Schlangenhautumspannte Kinderschädel werden unter Umständen als Handtrommeln benutzt.

Eine Mittelstellung zwischen Tibetanern und Mongolen nehmen die T a n g u t e n ein, der nördlichste Stamm

der Tibetaner, welcher im Kukunor-Gebiet wohnt. Von 990—1227 hat ein selbständiges Tanguten-Reich, von den Chinesen Hsi-hsia genannt, in der Provinz Kansu und um den Kukunor bestanden. Es besaß sogar eine eigene Schrift, welche der chinesischen ähnlich sieht, aber viel komplizierter ist. Französische und englische Gelehrte haben einzelne Worte davon entziffert. Das Prinzip der Schrift ist aber noch nicht erkannt. Die Sprache der Tanguten ist zur Abfassung der älteren tibetischen Werke über Buddhismus benutzt worden.

Am Kukunor leben die Tanguten jetzt mit Mongolen zusammen, die sehr von ihnen unterdrückt werden. Die gesamte Bevölkerung beträgt kaum mehr als 200000 Mann. Die Tanguten treiben Viehzucht. Einzelne von ihnen besitzen Herden von Hunderten von Yaks und Tausenden von Schafen. Sie benutzen die Yakochsen auch als Reittiere, indem sie ihnen einen großen Holzring durch die Nase schlagen. Die Tanguten sind sehr kriegerisch und arge Räuber. Sie tun sich zu Banden zusammen und plündern die Karawanen der Mongolen aus, welche durch ihr Land nach Llassa pilgern. Nachher lassen sie sich Absolution erteilen, denn wie die Mongolen und Tibeter sind sie streng gläubige Buddhisten. Am Ufer des Kukunor kaufen oder rauben sie Fische und werfen sie wieder in den See. Dann überwiegen ihrer Ansicht nach ihre guten Taten die schlechten.

Die Frauen werden zum Schein geraubt, und es ist ein Lösegeld dafür an die Eltern zu zahlen. Die ansässigen Stämme haben Polyandrie, die Nomaden dagegen sind monogam, doch ist auch die Vielweiberei bei ihnen erlaubt. Die Frauen der Tanguten haben eine ziemlich freie Stellung. Sie verwenden viel Zeit auf ihren Kopf-

putz, indem sie Bänder, Perlen, Glas- und Metallplatten ins Haar flechten.

Ihre Pelz- und Tuchröcke tragen die Tanguten nur bis zu den Knien. Die Beine bleiben bloß. Hemden und Hosen sind ihnen unbekannt. Sie wohnen in Jurten aus schwarzem Yak-Haar, seltener in Holzhütten. Die Zelte haben oben eine Öffnung für den Rauch, in welche es oft hineinregnet. Die Insassen schlafen, um den Herd gelagert, auf Laub oder auf der nackten Erde. Das von den Reisenden über den Charakter der Tanguten gefällte Urteil lautet sehr ungünstig. Sie werden als geizig, faul und hinterlistig geschildert.

Hiermit hätten wir die Völkerschaften der Nebenländer Chinas beendet. Man hat gesagt, daß China eine Welt für sich ist. Trotz der großen weltpolitischen Ereignisse der letzten Zeit steht sie den meisten Deutschen noch sehr fern, viel mehr als es bei den Engländern und Franzosen der Fall ist, deren Gelehrte sich um ihre Erforschung die größten Verdienste erworben haben. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn es mir gelungen sein sollte, Ihnen diese Welt durch meine Vorlesung etwas näher zu bringen.

Verlag von Karl Curtius, Berlin W.

Eine antike Instruktion an einen Verwaltungschef

Mit einer Einleitung über römische Provinzialverwaltung

von

Professor Dr. Max Schneidewin
Hameln

M. 2.50

Das Buch enthält in einer umfangreichen **Einleitung** eine eingehende systematische Darstellung der römischen Provinzialverwaltung. Ferner den lateinischen, vom Herausgeber genau revidierten **Text einer Instruktion** an einen Verwaltungschef, nebst diesem gegenübergestellter Übersetzung. Letztere ist mit größter Sorgfalt vom Herausgeber besorgt. An den Text schließt sich eine **grammatikalische Disposition und Kommentar,** sprachlicher wie sachlicher Art.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

1.	Berliner Vorträge	1.

Die Völker Chinas

Vorträge, gehalten im Seminar
für Orientalische Sprachen zu Berlin

von

Dr. Alfred Forke
Professor des Chinesischen
am Orientalischen Seminar zu Berlin

Weitere Hefte befinden sich in Vorbereitung

Berlin W. Karl Curtius, Verlagsbuchhandlung